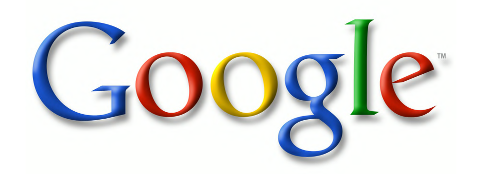



16425
36





Robinson

in Deutschland bis zur Insel Felsenburg. (1731–43.)

Ein Beitrag

zur Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts

von

August Kippenberg.



Hannover, 1892.
Norddeutsche Verlagsanstalt
O. Goedel.

Leipzig,
Sternwartenstraße 79.

Dr

Meiner lieben Mutter.





Inhalt.



I.

Robinson in Deutschland vor Defoe.

Am 25. April 1719 erschien zu London: The life and strange surprising adventures of Robinson Crusoe, Defoes allbekanntes Werk, das von Robinson Crusoes Flucht aus dem väterlichen Hause, seinem 28jährigen Aufenthalt auf einer unbewohnten Insel nahe der Mündung des Orinoko und seiner glücklichen Heimkehr nach England erzählt und einen so außerordentlichen Erfolg hatte in der Weltlitteratur, wie kein anderes Buch, weder vor noch nach ihm.

In stofflicher Hinsicht wurde aber nicht etwa durchaus Neues darin geboten. Schon vor Defoe findet sich in der Litteratur das Robinsonmotiv, d. h. die Darstellung des Lebens einer oder mehrerer Personen auf einer weltabgelegenen, leeren Insel. Zumal den Deutschen war dies Motiv nicht unbekannt. Kästner macht in einem kleinen Aufsatz: „Ob Robinson Crusoe auch Robinson I. sei“ [1]) zuerst auf die Verwandtschaft von Crusoes Schicksalen mit denen des alten Simplicissimus aufmerksam und will damit für die Deutschen die Robinsonidee in Anspruch nehmen. Aber er schränkt diese Priorität doch ein, indem er meint: „Der Gedanke, einen Menschen auf einer unbewohnten Insel zu schildern, könnte doch Schriftstellern, die Ergötzungen erdichten wollen, eingefallen sein, seitdem die Schiffahrt dergleichen Inseln bekannt gemacht hat. Ich glaube also immer, auch Simplicissimus wird nicht der erste Monarch seiner Art sein.“ Und er ist es ja in der That nicht. Kurze, episodenhafte Erzählungen von Menschen, die meist mit einer Genossenschaft eine Zeitlang sich auf einer unbewohnten oder wunderbaren Insel aufzuhalten

[1]) Werke. 1841. II. 135.

gezwungen waren, begegnen uns schon in alter Zeit oft. Der Verfasser des „Lucianischen Robinson" [1]) will im vielduldenden Odysseus, freilich sogar in Noah eine Art von Robinson erblicken; Kästner rechnet Scynthar, den Lucian im Wallfischbauch antrifft, dorthin; man könnte Philoktet und andere hinzufügen. Kurze Erzählungen von Leuten, die ein abenteuerliches Leben einmal auf unbewohnte Eilande führte, finden sich dann in späterer Zeit in der großen Reiselitteratur, zumal des 16. Jahrhunderts, häufig [2]) und erscheinen auch ferner wohl, wie sich denken läßt, in Romane [3]) und Reisen [4]) eingeflochten. So werden in Wickrams „gutem und bösem Nachbarn" Richard und Lazarus auf ihrer Rückfahrt nahe Portugal durch Ungewitter auf eine äußerst fruchtbare, leere Insel getrieben; eine Woche verweilen sie dort. Manche von der Mannschaft möchten immer dort bleiben, weil die überreiche Insel ihnen ein kleines Paradies dünkt; schließlich fahren sie alle heim.

Ein höheres Interesse an der Schilderung eines insularischen Lebens wird dagegen erst erweckt, wenn dieses eine eingehendere Behandlung erfährt, d. h. wenn gezeigt wird, wie der Mensch, zumal ein einziger, sich abgeschlossen von der übrigen Welt auf seiner Inseleinsamkeit zu erhalten sucht. Die höchst spannende und reizvolle Frage wird dann aufgeworfen: wie wird es ihm möglich sein, allein auf sich angewiesen und vielleicht ohne alle Hilfsmittel sein Leben zu fristen, wie wird er den Kampf mit den Elementen bestehen, auf welche Weise wird er sich auch geistig entwickeln! In dieser Art findet sich das Robinsonmotiv in der älteren Litteratur zuerst bei den Arabern.

Ein Spanischer Maure aus Corduba, Abu Dschafar Ebn Tophail, der ein Lehrer des berühmten Averroes gewesen und 1175 gestorben sein soll, ist der Verfasser dieses Buches. [5]) Er erzählt die Schicksale des Hai Ebn Joctan, der als Knäblein von seiner Mutter auf eine wundervolle, unbewohnte Insel unter dem Äquator ausgesetzt, von einem Reh gesäugt und erhalten wird. Er wächst

---

[1]) vgl. Bibliographie II a. 18. — [2]) z. B. Allg. Historie der Reisen (1748) II. 4. Kap. 1. Abschn. 7. — [3]) so in Zesens Ibrahim. — Neue Zeitungen v. gelehrten Sachen. 1724. S. 907. — [4]) Barrow, A Collection of voyages and discoveries, 1765. Deutsch 1767. I. S. 380—393. — [5]) Lat. 1671. — Hieraus holländisch: Amsterdam 1672; De nuur lyke Wysgeer, Rotterdam 1708. — Englisch: von Ashwell, London 1686; von Ockley, London

heran, schafft sich Feuer durch Aneinanderreiben von Holz, kleidet sich in Häute, baut sich ein Häuschen und zähmt sich Vögel und wilde Esel. Mit dem 21. Jahre beginnt er Mineralien, Tiere und Pflanzen zu untersuchen, und er kommt zu dem Schluß, daß die beiden letzteren nur eine Einheit, daß alle Wesen ein Ding sind. Von dem Geist, der seine eignen Glieder zusammenhält, ist in jedem andern Einzelwesen etwas. Aus der Betrachtung der 4 Elemente, des ewigen Vergehens und Entstehens kommt er zu der noch dunklen Annahme eines Urhebers, aus dem Anschauen der Himmelskörper aber gewinnt er dann die feste Ansicht, daß ein Beweger existieren muß, der kein Körper und mit den Sinnen nicht zu erfassen ist. In allen Geschöpfen sieht er nun Spuren der Weisheit und Vollkommenheit desselben. Sein eigner Körper erscheint ihm etwas Verächtliches, er erkennt, daß sein wahres Wesen doch nie untergehen kann; darin bemißt er seinen Abstand von den Tieren. — Die Erzählung nimmt nun in sehr mystischer Weise ihren Fortgang. Ein Bruder einer frommen Sekte, Asel, kommt schließlich auf eben jene Insel, um dort als Einsiedler zu leben; er belehrt Joctan noch weiter. Zusammen gehen sie eine Zeitlang wieder unter Menschen; doch da sie diese „mit dem Schleier der Finsternis verhüllt" finden, so kehren sie wieder in ihre Inseleinsamkeit zurück.

Es ist eine voyage imaginaire in philosophischem Gewande, die viel Unwahrscheinliches enthält, aber mit vorzüglicher Darstellungsgabe geschrieben ist. Mit bestimmter Absicht wird ein Mensch hier aus dem Zusammenhang mit der Kultur genommen, und es wird geschildert, wie er, der überhaupt keinen Begriff von der Welt hat, sich durch eigne Spekulation von Kenntnis zu Kenntnis bis zur Gottesidee erhebt. So wird seine geistige Entwicklungsgeschichte gegeben; die wenigen äußerlichen Erfindungen sind mit ein paar Reihen abgethan. Tendenziös richtet sich das Buch gegen die verderblichen Meinungen der Zeit.[1]) Die Ideen des Neuplatonismus, wie sie Averroes ausgesprochen hat, liegen zu Grunde und damit

1708. — Deutsch: Beschreibung eines von sich selbst gelehrten Weltweisen, von J. G. P(ritio.) 1725. (A. d. Engl.); Der Naturmensch oder Geschichte des Hai Ebn Joctan, ein morgenländischer Roman des Abu Dschafar Ebn Tofail. A. d. Arab. übersetzt von J. G. Eichhorn, 1783. (Exemplar in Leipzig.) — Vgl. Grässe, Lehrbuch der Literärgeschichte 2c. 1839. I, 1, 469. — [1]) Nachwort im Arabischen; vgl. Eichhorn.

ein Hang zu Schwärmerei und Theosophie. — Leibniz las gern das interessante Werk.[1]) Die deutsche Übersetzung vom Jahre 1725 mag durch Defoes Robinson angeregt worden sein. Der Verfasser des Robinson Crusoe kann diesen eigenartigen, arabischen Vorläufer recht gut gekannt haben.

Man kann ferner wohl auch das Robinsonleben in der zweiten Aventiure der Gudrun hierherziehen. Die von allen menschlichen Spuren freie, urwüchsige Gegend, auf die der „wilde" Hagen in seiner Jugend versetzt wird, entspricht so recht seiner unbändigen Natur, die sich hier austobt, und der die gewöhnliche Welt zu eng ist.

Bei einem Hoffeste wird der siebenjährige Sohn Sigebants von einem Greifen entführt und auf eine Insel getragen, wo er in einer Höhle drei ebenfalls von Greifen geraubte Königstöchter antrifft. Sie bringen ihm Wurzeln und Kräuter, „ein fremede spîse," und er lebt nun eine Zeitlang mit ihnen. Ein Heer von Pilgern kommt übers Meer gefahren; aber nahe der Insel scheitern die Schiffe und „des liutes niht genas." Hagen, mit der Rüstung eines Toten bewaffnet, erschlägt nach hartem Kampfe alle Greifen. Von dem alten „voget" also glücklich befreit, können sie aus ihrem „steine" hervorkommen und sich frei ergehen. Hagen, der ungeheure Kraft erlangt dadurch, daß er das Blut eines „gabilûne" trinkt, mit dessen Haut er sich umhüllt, sorgt nun für den Unterhalt, schießt Vögel und erlegt „als ein pantel wilde" die Raubtiere des Waldes und bringt sie mit sich heim. Das Fleisch braten sie „bî der glüete"; Feuer nämlich, welches ihnen bisher fehlte, hat Hagen gewonnen, indem er Funken aus einem harten Felsen schlägt. Der Kummer, in Zukunft stets in der Einsamkeit bleiben zu sollen, wächst bei ihnen aber immer mehr. Unter Hagens Führung gehen die Jungfrauen, die sich ihrer schlechten Kleider, welche sie selbst auf der Insel gestrickt haben, schämen, in 24 Stunden durch den Tan bis an das Gestade des Meeres. Ein Schiff, das von Garadê kommt, nimmt sie auf Hagens lautes Rufen dann auf.

Wie hier in der deutschen Heldendichtung, erscheint das Robinsonmotiv episodenhaft, aber erweiterter und deshalb beachtenswert im 17. Jahrhundert in Hohenbergs „Habsburgischem Ottobert."[2])

[1]) Vorrede Eichhorns. — [2]) Erfurt 1664. 3 Bücher in 36 Gesängen. (Exemplare in Berlin und Dresden.)

Wolf Helmhard Freiherr von Hohberg oder Hohenberg wurde 1612 zu Lengenfeld in Niederösterreich geboren, that Kriegsdienste im 30jährigen Kriege und betrieb seit 1665 das Studium der Heraldik in Regensburg; er starb 1686.[1]) Als der „Sinnreiche"[2]) Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, verfaßte er außer der „geraubten Proserpina" den „Habsburgischen Ottobert", ein Epos in 40000 schauderhaften Versen, das in der deutschen Vorzeit spielt. Hinter Ottobert verbirgt sich Rudolf von Habsburg, nach anderen ein abenteuerlicher Ahnherr des Hauses Habsburg. Gottsched[3]) drückt sein Mißfallen über das Werk aus, weil es im barbarischen Geschmack der Ritterbücher geschrieben sei.

Genäos, ein Kriegsobrister des griechischen Kaisers Tiberius Absimarus, sieht, als er wider die Maranen in Damaskus zu Felde zieht, auf der See einen Menschen an einer Klippe hängen. Er läßt ihn mit einem Kahne einholen. Der Jüngling ist Ottobert; er hat auf der Rückfahrt aus dem heiligen Lande Schiffbruch mit einem Gefährten erlitten, den er auch noch von jener Klippe zu holen bittet. Dieser ist aber nicht zu finden; er hat ein „zugespündetes" Faß ergriffen und ist damit auf eine öde Insel geworfen. Dort findet er einen Greis, der ihn bewillkommt und tröstet. (Buch I.) Ein junger Ritter ist noch bei ihm, der sich bald als eine verkleidete Dame, Ruremunda, zu erkennen giebt; sie erzählt von der abenteuerlichen Art, wie sie auf diese Insel gekommen ist. (Buch II., Schluss von Buch VIII.) Auch der Einsiedler berichtet von seinen Erlebnissen: auf der Fahrt nach dem heiligen Grabe ist er auf dieser Insel gestrandet und hat sich hier eingerichtet. (B. VIII.) Ruremunde und Siegwald — so heißt jener Jüngling — gehen auf dem ausgebesserten Schiffe wieder in See, während der Alte auf der Insel verbleiben will. Nach langem, vergeblichen Suchen trifft Ottobert, der indes mit Genäos wiederholt über die Maranen gesiegt hat (Buch II—VII), wieder mit Siegwald zusammen, den er schon als verloren beklagt hat. Er verliebt sich in Ruremunde. Nach einem Seesieg über die Sarazenen geht er mit der Geliebten

[1]) Jördens, Lexikon, VI, 343. — Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künste, Bd. VI, St. 2; 138—143. — [2]) S. Lobgedicht im Eingang des Ottobert auf Hohberg. — [3]) Inhalt und Kritik des Ottobert s. in den „Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache" ꝛc. II, St. 8; 541—76.

unter Segel nach Scarpanto. (Buch XVII.) Aber der „Windfürst Aeolus jagt den Aquilonem aus des Gefängnis Höhlen“, und sie werden an eine unbewohnte Insel verschlagen. Dort treffen sie in einer Felsenkluft eine Jungfrau an. Sie erzählt ihnen (480 ff.), daß sie in Scarpanto durch Feinde des Landes geraubt ist, sich aber durch Abschneiden des Schiffstaues allein in einem Boot in das Meer hinaus geflüchtet hat und nach drei Tagen glücklich an diese Insel angetrieben ist. In der Höhle findet sie Zuflucht und besonders Versteck vor Seeräubern. Schon ein Jahr lebt sie dort; zur Nahrung dient ihr Wildbret, das sie schießt, und anderes mehr. (812 ff.):

„Die Fische mir zu Hauß,
„anstatt des Brodes seyn wol aufgefelcht zu essen,
„Meerwasser gibt das Saltz, Feldkräuter, Brunnenkressen,
„Gewürtzen meine Speiß, ein hartzicht Holtz gibt Licht,
„wer lebt bey wenigen vergnügt, dem mangelt nicht,
„Der Hunger mich allein ist fähig auszutreiben,
„nach Nahrung oder Tranck, sonst pfleg' ich inzubleiben.
„Kein Mensch hat sither sich an diesen Ort gemacht,
„Die ersten seyd ihr itzt“ u. s. w.

Unter den Genossen des Ottobert ist auch der Vater dieser Jungfrau, der voller Freuden mit ihr heimkehrt. — Nun drängen sich Abenteuer bis zum Schluß; Ottobert wird auf der Fahrt nach Nicarien noch einmal an eine öde Insel geworfen. (B. XXII.) Dort findet er in einer Höhle zwischen Bären einen elfjährigen Knaben, den er mit sich nimmt. Weitere Aufklärung über diesen wird nicht gegeben.

Die unbewohnten Inseln scheinen ein besonderes Interesse für den Dichter gehabt zu haben. Weiter bei diesen abenteuerlichen und unwahrscheinlichen Schilderungen zu verweilen, ist unnötig.

Allgemein bekannt in unserer Litteratur und als Robinsonade vor Defoe betrachtet ist das den Schicksalen Crusoes auf den ersten Blick so ähnliche Leben des Simplicissimus auf der Abgeschiedenheit der Insel. Grimmelshausen führt ihn nach einem wildbewegten Leben auf die Wallfahrt nach Loretto und Rom. (Cap. XVII.) Als Simplicissimus von da ins heilige Land fahren will, wird er in Ägypten von Räubern gefangen und übel behandelt; dann aber von Europäern aus ihren Händen errettet, beeilt er sich nach Por-

tugal zurückzukehren. Da scheitert in einem furchtbaren Sturm nahe Madagascar das Schiff. Simplicissimus und ein Zimmermann erhaschen noch ein großes Stück desselben und treiben darauf immer weiter von Afrika ab, bis an eine sehr fruchtbare, doch unbewohnte Insel. Ihr erstes ist ein Dankgebet zu Gott für ihre Rettung; dann suchen sie sich, so gut es geht, einzurichten. Eine Axt, Löffel, Messer, Gabel, Schere und Pulverhorn haben sie gerettet; auch Geld, das ihnen aber nichts nütz ist. Sie fangen in ihrem „Schlaraffenlande“ Geflügel und braten es am Spieß; eine Hütte bauen sie sich zur Wohnung. Nach einiger Zeit treibt ein halbtotes Weib auf einer Kiste an die Insel; sie kommt wieder zu sich und erzählt ihre wunderbaren Abenteuer. Der Inhalt der Kiste, Gewänder, Waffen und Geschirr, wird voll Freuden in die Hütte geschafft. Ein bösartiger Anschlag der beiden gegen das Leben des Simplicissimus mißlingt; die Abessynierin hat dem Zimmermann erklärt, sie wolle ihn heiraten, aber nur, wenn er sich zum Herrn der Insel mache. Wie Simplicissimus nämlich beim Mahle das Kreuz schlägt, verschwindet die Köchin und Kiste samt ihrem Inhalt. Er verzeiht dem bestürzten Zimmermann den böswilligen Plan; er heißt ihn Gott danken, weil dieser ihn vor den Stricken des Satans behütet hat. Eine Zeitlang leben sie noch zusammen. Für ihren Unterhalt backen sie Brot aus Citronenschalen und Eiern und bereiten sich Palmwein. Kleidung schneiden sie aus Häuten von Vögeln, und, da diese schlecht aushalten, heften sie Blätter dazu zusammen. So führen sie ein Leben, wie die Menschen in der „ersten, goldenen Zeit“. Abends sitzen sie zusammen und unterreden sich von „heiligen und göttlichen Sachen“. Endlich trinkt sich der Zimmermann in Palmwein zu Tode, und Simplicissimus bleibt allein. Sein Sinn richtet sich immer mehr vom Leben ab; er dankt Gott, daß er ihn so väterlich vor vielen tausend Menschen versorgt hat; in jedem Stück der Natur erkennt er seine Allmacht und Güte. Da landet ein Schiff (Relation Jean Cornelissen etc.) an diesem „irdischen Paradies“ — die geographischen Begriffe verwirren sich, hier wird es 400 Meilen von St. Helena gedacht. Erst auf vieles Bitten kommt Simplicissimus aus seiner Höhle hervor und heilt die Mannschaft, die zum Teil durch den Genuß von Pflaumen wahnsinnig geworden ist, mit den Kernen dieser Früchte. Doch weigert er sich durchaus mit nach Europa zurückzukehren. Auf den

dringenden Wunsch der Holländer nimmt er einige nützliche Dinge an, und sie verlassen ihn.

Wie bei Defoe wird hier ein Mensch durch Schiffbruch zu einem insularischen Leben gezwungen und so aus dem Zusammenhang der menschlichen Gesellschaft genommen. Die Insel ist fruchtbar wie Crusoes. Simplicissimus und sein Gefährte haben die allernotwendigsten Geräte bei sich, durch allerlei Erfindungen und Arbeit erhalten sie sich das Leben, bis sie sich ganz wohnlich einrichten. Alles wie beim englischen Robinson; ja, Einzelheiten, es sei nur der Tagesrechnung des Simplicissimus durch Einschneiden von Kerben auf einen Stecken, der Anlage des Gartens, der Herstellung von Geschirr aus gekneteter Erde gedacht, sind hier gleichsam Defoe vorgezeichnet. Der fromme Zug, den die Abgeschiedenheit der Welt mit sich bringt, die tägliche Beschäftigung, die zwischen Beten und Arbeiten geteilt ist, erscheint ganz ebenso bei Crusoe. Die allabendliche Unterhaltung zwischen Simplicissimus und seinem Gefährten klingt doch stark an Robinson und Freitags Zwiegespräche an. Der Deutsche ist wie der Engländer ein Meister der Darstellungskunst, wenn auch bei ersterem alles kürzer und ohne die reiche Kleinmalerei jenes geschrieben ist. Erinnert nun so Defoes Werk in vielen Stücken ganz entschieden an Grimmelshausen, so ist doch Kästners Bemerkung, „Crusoe wäre ein englischer Simplicissimus," ganz von der Hand zu weisen. Die Grundstimmung in beiden Darstellungen ist gänzlich verschieden. Freuen wir uns zunächst auch bei Grimmelshausen der Rettung des Schiffbrüchigen, so erfaßt uns doch bald, besonders nach des Zimmermanns Tode, eine ganz andere Stimmung. Simplicissimus ist nur noch insoweit auf seinen Unterhalt bedacht, als eben notwendig ist. Die meiste Zeit bringt er mit Gebeten und Betrachten der Wunderwerke Gottes zu. Müde wendet er sich von der Welt und ihrer Thätigkeit ab. Es ist das ergreifende Ende eines Mannes, der sein eignes Selbst nach den Stürmen des Lebens wiederfinden will. Er entgegnet den Holländern: „Mein Gott, was wollt ihr mich zeihen? Hier ist Friede, dort ist Krieg; hier weiß ich nichts von Hoffart, von Zorn, Neid, Eifer, Falschheit und Betrug, von allerhand Sorgen, beides um Nahrung und Kleidung, noch um Ehre und Reputation." Was soll er in Deutschland, wo „alles Raub, Mord und Plünderung ist," wo „Laster der Wollust, Fressen, Saufen, Spielen kamen, als endlich Frieden

dem armen Volke ward!" Die entlegene Insel ist ihm ein ideales Land gegenüber den traurigen Zuständen dort. Der sentimentale, entsagende Zug, den die Natur des Deutschen so leicht mit der Robinsonidee verbindet, tritt bei Grimmelshausen zuerst deutlich hervor.

Im Gegensatz dazu zeigt sich uns bei Defoe das Bild kräftigen, erwachenden Lebens. Ein Jüngling betritt Crusoe die Insel, wo er seine besten Jahre verleben soll. Jugendliche Schnellkraft treibt ihn überall. Er weiß, er wird noch wieder Menschen und sein glückliches Vaterland sehen, und er hat, ganz anders wie der Deutsche des 17. Jahrhunderts, ein Recht sich darauf zu freuen. Diese Hoffnung gerade erhält ihn in seiner Einsamkeit. Nur einmal überkommt ihn die Stimmung, er möchte immer fern von der Welt auf seiner Insel bleiben, aber sie wird sofort von der Liebe zum thätigen Leben wieder unterdrückt. Defoe will nicht zum Ausdruck bringen, daß es für den Menschen besser ist, in der Inseleinsamkeit zu leben, als im Getriebe der Welt, speziell in der damaligen Zeit. Nur die Wanderlust treibt Robinson später zum zweitenmale aus seinem Vaterlande.

Es erübrigen nun noch zwei litterarische Erzeugnisse. Die Geschichte eines armen Schiffbrüchigen, Serrano, giebt Happel im „Insulanischen Mandorell",[1] einem der großen Geographie-Romane des Vielschreibers, die ganz locker durch Liebesgeschichten zusammengehalten werden und geographische Kenntnisse vermitteln sollen. Die Schicksale des Serrano stammen aus dem Spanischen und finden sich in der „Geschichte der Inkas"[2] von Garcilaso de la Vega.[3] (1609.) Happel giebt selbst an, daß sie dort „mit mehreren Umständen aufgezeichnet seien." Garcilaso giebt in seinem Werke Nachrichten aus den neuentdeckten und eroberten Ländern, mit Fabeln durchmischt. Die Kap. 7 und 8 des I. Bandes umfassen diese Episode, die sicher nicht der Wahrheit entbehrt. Der Verfasser

---

[1]) Ist eine Geographische Historische und Politische Beschreibung Aller und jeder Insulen auf dem gantzen Erdboden, vorgestellet in einer anmuhtigen Liebes- und Heldengeschichte. Hamburg und Frankfurt. 1682. (Exemplar in Dresden.) — Buch II, im Kap. 5. S. 313—316: „Erbärmliches Exempel eines verunglückten Schiffmanns, Serrano genannt." — [2]) englisch 1688 von Ryiant; deutsch von F. C Voll; nach einer französischen Übersetzung, wie er selbst angiebt. — [3]) geb. 1530 in Cuzco; er kommt früh nach Spanien, kämpft dort gegen die Morisken und stirbt 1616.

erklärt, er habe sie aus dem Munde des Garcisanchez de Figueroa, der Serrano persönlich gekannt habe. Boll druckt aus seiner Übersetzung eben diese Erzählung besonders unter dem Titel „Der erste Robinson“ ab.[1]) Happel übersetzt, wie aus einem Vergleich mit Boll ersichtlich ist, getreu das Original.

Ein Schiff scheitert nahe einer Insel zwischen Carthagena und Havanna; nur ein Insasse rettet sich durch Schwimmen auf sie. Das kleine, von Sandbänken überall umgebene Eiland ist höchst unwirtlich. Weder Wasser, Holz, noch Kräuter bieten sich dem Schiffbrüchigen dar; er muß sich notdürftig von Seemuscheln und Krebsen ernähren. Seinen Durst stillt er durch Blut von Schildkröten, deren Fleisch er an der Sonne dörrt, und in deren Schalen er Wasser auffängt. Er findet im Meere Steine, die aneinandergeschlagen Feuer geben; so gewinnt er dies zu seiner Freude, Zunder stellt er aus seinem Hemde her, das er zerfasert. Unter einem Schutzdach von Schildkrötenschalen hütet und unterhält er das Feuer eifrig. Allmählich faulen ihm die Kleider ab; aller Witterung ausgesetzt, kann er vor dem starken Sonnenbrande nur im Wasser Zuflucht suchen. Er bekommt nach und nach ein furchtbares Aussehen. So schwinden ihm unter unglaublichen Mühsalen drei Jahre hin. Da erblickt er eines Abends einen Menschen und meint nicht anders als einen bösen Geist zu sehen; so glaubt auch der Ankömmling, daß sich der Teufel in diesem behaarten Ungetüm verberge. Doch als er dem fliehenden Serrano das christliche Glaubensbekenntnis zuruft, erkennen sie sich als Glaubens- und Landesgenossen. Sie erzählen sich gegenseitig ihr Mißgeschick; auch jener hat Schiffbruch erlitten. Sie teilen nun alle Stunden von Tag und Nacht, um für den Unterhalt zu sorgen und über das Feuer zu wachen. Nachdem sie sich auf kurze Zeit im Streit getrennt haben, leben sie noch vier weitere Jahre einträchtig zusammen. Da kommt endlich ein Schiff; sie rufen laut das Credo, damit man sie nicht für Teufel hält. Unter allgemeinem Mitleid werden sie aufgenommen. Serranos Gefährte stirbt auf der Reise; er selbst wird in seinem schrecklichen Aufzuge vor Karl V. nach Deutschland gebracht, der ihm voll Mitleid eine Summe als Jahrgeld aussetzt; jedoch stirbt Serrano alsbald auf der Reise nach Panama.

[1]) Morgenblatt für gebildete Stände. Tübingen. 5. Jahrgang, 1811. N. 155. S. 617 ff.

Ein ähnliches insularisches Leben, aber keinen solch erbitterten Kampf mit den Elementen mußte der schottische Matrose Selbcraig (Selkirk) führen.[1]) Wegen einer Uneinigkeit mit seinem Kapitän Stradling ließ er sich 1704 auf Juan Fernandez aussetzen, wo er bis 1709 zu leben gezwungen war. In diesem Jahre landete der Kapitän Woodes Rogers auf der Insel und brachte ihn mit nach England zurück. Seine Abenteuer riefen allgemeines Aufsehen hervor und wurden öfter erzählt und gedruckt.[2]) Die Wochenschrift der Englishman, brachte 1713 in Nr. 26 unter dem Titel: „The story of Alexander Selkirk“ aus Steeles Feder einen Auszug seiner wunderbaren Erlebnisse, die auch heute bekannt genug und öfter gedruckt zu finden sind. Sie gaben Defoe die unmittelbare Anregung zu seinem Werke, was vor allem seine Äußerung beweist, daß noch ein Mann lebe, der seine Schilderung rechtfertige.[3]) In Selkirks Begebenheiten — aus einer Fülle von kleinen Zügen ist das leicht ersichtlich — liegen die Keime, die unter Defoes Pflege herrlich aufschossen. Ist bei Selkirk und besonders bei Serrano alles in den rohsten Zügen gezeichnet, — die Erzählungen von beiden umfassen überhaupt nur wenige Seiten — so hat nun erst Defoes hohe Kunst die einfachen Schicksale eines schiffbrüchigen Matrosen zu dem Werk erweitert, das uns von Jugend auf als „Robinson“ schlechthin so lieb ist.

II.

Der englische Robinson. — Ursachen seines Erfolges in Deutschland.

Goethe sagt in „Dichtung und Wahrheit“: Ein frischer Anblick in ein neues Land, in welchem wir uns eine Zeitlang aufhalten

[1]) vgl. über ihn und seinen Vorgänger auf der Insel, Will, den Moskiten: Haken, Bibliothek der Robinsone (5 Bde. 1805—1808), Bd. I. S. 8—38. — [2]) zuerst erzählt 1712 in Woodes Rogers „voyage round the world.“ Ich kenne nur die französische Übersetzung desselben: Amsterdam, 1716. — Ferner in: Allg. Historie der Reisen, XII, 68—71; Barrow, a. a. O. I. 531—38. — [3]) Vorrede zum 3. Teil des Rob. Crusoe. 1720.

sollen, hat noch das eigne, so angenehme als ahnungsvolle, daß das Ganze wie eine unbeschriebene Tafel vor uns liegt. Noch sind keine Leiden und Freuden, die sich auf uns beziehen, darauf verzeichnet ..., aber eine Ahnung dessen, was kommen wird, beunruhigt schon das junge Herz, und ein unbefriedigtes Bedürfnis fordert im Stillen dasjenige, was kommen soll und mag."

Wer empfände nicht so, der in jugendlicher Phantasie mit dem armen Robinson Crusoe auf die unbewohnte Insel verschlagen wird, die unbeschrieben vor dem Schiffbrüchigen liegt, deren kleinste Punkte aber Stätten bedeutungsvoller Ereignisse während seines Aufenthalts werden sollen! Nun sind wir nach seiner Strandung mit ihm besorgt und überlegen mit ihm, wie er sein Leben dort in der Einsamkeit fristen kann. Das Gelingen eines jeden neuen Gerätes, das für ihn eine Begebenheit heißt, erfreut auch uns, mit ihm schrecken wir vor den Fußstapfen des Wilden im Sande zurück, die für ihn ein tragisches Ereignis bedeuten. In steter Erwartung, ob der Wunsch des Verlassenen, wieder zu Menschen zu kommen, sich erfüllen werde, sehen wir, wie seine gesunde Kraft alle Schwierigkeiten überwindet, wie er von Erfindung zu Erfindung schreitet, wozu ihn die Not seiner Lage oder aber sein aufgeweckter Verstand treibt, wie er betet und arbeitet, bis sich sein Hausstand nach glücklichen Kämpfen zu einem kleinen Staate erweitert und Robinson glücklich in sein Vaterland zurückkehrt. Die überraschende Natürlichkeit und Einfachheit und doch packende Gewalt der Darstellung, die uns alle Einzelheiten aus Robinsons äußerem und innerem Leben aufs unmittelbarste miterleben läßt, die mit entzückender Kleinmalerei selbst das Unscheinbarste bedeutsam und alles unzweifelhaft wahr und glaubwürdig macht, dazu die tiefe, psychologische Charakterzeichnung, sie verleihen diesem Gemälde einen unvergänglichen Reiz. Es ist eins jener immer jungen Werke, in denen Idealismus und Realismus untrennbar verschmolzen sind. Aber noch mehr! Defoes weiter Gesichtskreis hat den an sich begrenzten Stoff anwachsen lassen zu einem Bilde aufsteigender menschlicher Entwicklung überhaupt; es ist nicht Robinson nur, es ist die Menschheit, die hier von den ersten rohen Anfängen unablässig fortschreitet. Und nicht des Engländers, sondern allgemein menschliches Empfinden und Denken tritt uns hier überall entgegen. Insofern nennt

Hettner[1]) mit Recht den Robinson „ein Spiegelbild der ganzen Menschheit."

Die Wogen der Begeisterung schlugen himmelhoch in der ganzen gebildeten Welt, als Defoes Werk erschien. In alle Sprachen Europas ward das Buch übersetzt; es war „sowohl die Freude des Arabers der Wüste,[2]) als der Trost des Pflanzers an den Ufern des Ohio."[3]) Besonders freudig wurde es sofort in England und den nächstbenachbarten Völkern begrüßt. Es war kurz vorher ein neuer freier und frischer Luftzug von England auf den Europäischen Kontinent geweht. Die Wochenschriften, die am 12. April 1709 mit Steeles „Tatler" anhoben, hatten durch Charakterskizzen, durch kleine moralische und didaktische Abhandlungen über Erziehung, über Luxus und Mode-Unwesen den Blick der Engländer auf die nächstliegenden Zustände und Mängel des eignen Landes hingewiesen und die lebendige Teilnahme dafür, besonders auch für die engen Verhältnisse von Familie und Haus wachgerufen. Sie gewannen bald und nicht nur in England den größten Einfluß. Volkstümlich durch und durch wurden sie — der Robinson ist gewissermaßen eine Frucht der Wochenschriften — auch die mächtigen Förderer einer neu erwachenden volkstümlichen Dichtung. Im britischen Inselreiche, in Frankreich und Holland war einst durch dichterische Kraft die neu einströmende Bildung im 16. Jahrhundert mit Volkstümlichkeit glücklich verschmolzen, und die Poesie hatte demnach dort schon die schönsten Früchte gezeitigt. Da vornehmlich in England und Holland ein selbstbewußtes, kräftiges Volkstum trotz absolutistischer Herrschergelüste nicht unterdrückt worden war und wenigstens doch seine Rechte immer wieder geltend gemacht hatte, so mußte auch die Dichtung jener Völker bei den ersten volkstümlichen Klängen zur Einfachheit und Natürlichkeit zurückkehren, von der sie sich eine Zeitlang entfernt hatte. An dieser Wendung hatte der Robinson einen ganz hervorragenden

[1]) „Robinson und die Robinsonaden", ein Vortrag. Berlin 1854. Ohne alle erhebliche Änderungen abgedruckt in des Verf. Litteraturgeschichte I, 291 ff. (3. A. 1872.) — [2]) Allerdings ist diese Bemerkung, die auch Hettner ausgesprochen hat und die ihm überall nachgedruckt ist, insofern mit einiger Vorsicht aufzunehmen, als die arabische Uebersetzung — ich kenne wenigstens nur diese, dem Titel nach — 1835 und zudem in Malta erschien! — [3]) Courtin, Ankündigung seiner Robinson-Übersetzung. 1837. (Dem letzten Bande von Stillings Werken, Stuttgart 1837, angehängt.)

Anteil, indem er speziell den Roman der unmittelbaren Gegenwart zurückführen half.

Ungleich tiefgehender war die Einwirkung des Defoeschen Werkes in Deutschland, die sich in einer Unzahl von Übersetzungen und Nachahmungen im 18. Jahrhundert kund thut, deren Gründe uns deshalb näher beschäftigen müssen.

Nach der kräftigen allgemeinen Belebung und Erstarkung des Volkes in der Reformationszeit wurde in Deutschland durch die inneren Religionskriege, in denen ja für kein hohes, nationales Ziel gekämpft ward, vollends aber durch die entsetzlichen Wirkungen des 30jährigen Krieges der Volksgeist seinem eigensten Boden entrissen, und er klammerte sich naturgemäß immer mehr, jetzt in rein äußerlicher Nachäffung, an das Fremde an; ein vaterländischer Sinn erstarb. Die durch das immerwährende Elend entkräftigten Unterthanen wagten nicht, sich gegen die tyrannische Willkür der Fürsten und eines gänzlich unpatriotischen Adels aufzulehnen, der in wachsender Berührung mit fremden Machthabern, von diesen die Verachtung des Volkes erlernte. Sittlichkeit und ein wahrhaft religiöses Gefühl schwand dahin. Unglaube und Aberglaube stand neben der starrsten Orthodoxie, die sich hartnäckig auf den Buchstaben steifte; Religionsgezänk herrschte inmitten alles Elends.[1]) Wissenschaft und Dichtung entbehrten fast allen lebendigen Zusammenhangs mit dem Volksboden. — Bis ein nationales Gefühl wieder alle Deutschen durchdrang, aus dem dann eine wahre Dichtung erwachsen konnte, mußten Geistesfreiheit, religiöses und sittliches Bewußtsein wiedergeboren werden. Der sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts langsam steigernde Wohlstand wies die Menschen von Nachahmung des Fremden wieder mehr auf die Zustände des eignen Landes hin, deren Armseligkeit gerade angesichts der fremden Verhältnisse und einfließenden Bildung den besseren Elementen mit Entsetzen bewußt wurde. Derartige Gedanken waren um die Mitte des Jahrhunderts in dem gewaltigen natürlichen Bedürfnis nach Frieden und Ruhe in den Hintergrund gedrängt worden. Zum Glück für Deutschland erstanden jetzt Männer, die mit der Waffe des Gemütes und Verstandes die Nation dem eignen Boden zurückgaben. Eine neue Reformation, wieder aus protestantischem Schoße geboren, hub an.

[1]) s. Hoßbach, Spener und seine Zeit, Berlin 1828.

Der Pietismus drang auf Verinnerlichung der Religion und werkthätige Liebe. Fehlte Männern wie Arnd, Andreä, Gerhard praktische Klugheit, Mäßigung und Stärke des Reformators, so gewann Spener, gemüts- und glaubensstark wie Luther, ohne Reformator heißen zu wollen, durch langes Wirken in wahrer Frömmigkeit einen Einfluß auf das ganze sittliche Leben der Zeit. Seine viel angefeindeten collegia pietatis und die pia desideria (1675) trugen seine Ideen von Humanität und vor allem von praktischem Christentum in weite Kreise. Der Pietismus verlegte den Schwerpunkt der Religion aus toten Formeln und Satzungen in das lebendige Leben; er ging auf wirkliche Herzensverbesserung aus und überbrückte die Kluft zwischen Volk und Geistlichkeit. Außerordentlich war die erste, sittliche Wirkung dieser befreienden religiösen Bewegung, die späterhin der Einseitigkeit verfiel.

Eine größere Revolution für Gewissensfreiheit, Selbständigkeit im Denken und Berechtigung des Zweifels gegenüber Verdummung und Autoritätsglauben erhob sich unter Thomasius. Willensfest, voll von Glauben an sich selber und unerschütterlicher Liebe zum Vaterlande, giebt er den Deutschen wieder Halt und Zuversicht. Er will nicht reformieren, er sagt nur seine Meinung.[1]) Eine allgemeine Aufrüttelung findet durch ihn statt. Auf das Nächstliegende weist er die Nation hin und öffnet ihr die Augen über wahre und falsche Nachahmung des Fremden, über den Mangel der Schulen und „elenden Zustand der Studenten.“ Die Schranken des menschlichen Gesichtskreises niederreißend, dabei überall mit den gegebenen Verhältnissen rechnend, wirkte er als ein Erzieher der Deutschen und konnte mit Recht um die Wende des Jahrhunderts meinen, es habe sich schon vieles gebessert.[2]) Trugen jedoch seine „Deutschen Monatsgespräche“ notwendigerweise noch gar sehr den Stempel der Opposition und Bekämpfung, so standen vielmehr im praktischen Leben die inhaltlich den englischen Vorbildern ähnlichen, freilich weit minder wertvollen, deutschen „Moralischen Wochenschriften“. Zu der Zeit ihres Erscheinens waren schon viele Vorurteile besiegt. Hier sah ein bisher verachtetes deutsches Bürgertum

---

[1]) Notwendige Gewissensrüge an Herrn Thom; abgewiesen von einem Freunde der Wahrheit. Vorrede. Anm. k. — [2]) Discurs von der Freiheit der itzigen Zeiten gegen die vorigen. (Kleine deutsche Schriften. 1707.)

mit Erstaunen seine eigenen Interessen und naheliegenden Lebensfragen abgehandelt; durch sie lernte ein langsam sich erhebender gebildeter Mittelstand mit freierem Blick die Verhältnisse des eignen Landes anzusehen und zu prüfen.

In diese Zeit des Aufschwungs, wo das nationale Leben allmählich erstarkte, wurde ein Werk getragen, das ihr außerordentlich entgegenkam. Was die Großen für die Nation zu thun sich eifrig bemühten, und was in den Herzen der Besten sich regte, wurde hier in beredtester Weise zum Ausdruck gebracht, nicht in trockener Moral, sondern — das ist das außerordentlich wichtige — in allgemein verständlicher Form. Der Robinson brachte eben die Anschauungen, die sich damals in den Deutschen zu bilden begannen und zumeist noch unbewußt schlummerten, plötzlich klar allen Gebildeten in einer Weise entgegen, daß sich jeder dafür begeistern mußte.

Waltete nicht über Robinson, in seinem Glück und Unglück, ganz sichtbar die Wunderhand des Höchsten! Das Aufsprießen der Samenkörner, die er achtlos fortgeworfen, mußte den trotzigen Seemann zuerst bedächtig machen. Wie er nun krank und von aller Hilfe entfernt sich dem Tode nahe fühlt, da kehrt sein bisher allem Höheren abgewandtes Herz ganz von selbst zum Gebet, zu seinem Gotte zurück, und er greift wieder zur Bibel. Indem sich Gedanken über Welt, Schicksal und den Ursprung alles Vorhandenen nun bei ihm einstellen, drängt sich ihm die Überzeugung auf, daß die „Providenz“, deren Gnade er überall erfahren, über allen Geschöpfen wacht und für sie gleich gütig sorgt. Sie läßt es auch die Barbaren als kein Unrecht empfinden, ihre Feinde martervoll zu töten, und er darf sich als ein schwacher Mensch nicht herausnehmen, sie ihrer grausamen Sitten halber strafen zu wollen. Nur die Liebe zum Leben siegt über den Vorsatz, das Blut der Wilden nicht zu vergießen; doch verfährt er möglichst schonend bei Errettung des Europäers. So ergreift ihn allmählich ein tiefes Gefühl der Humanität und Menschenliebe. In seinem kleinen Besitztum, wo er und Freitag Protestanten, der Spanier Katholik und Freitags Vater Heide sind, herrscht vollkommene Duldung und Glaubensfreiheit. Dispute und Streitereien betreffs der Religion haben nie etwas genützt, für ihn gilt einfach die Bibel als Richtschnur des Glaubens und Handelns. In dieser Gesinnung unterrichtet er Freitag in schlichter Weise und leitet ihn zu wahrer Gotteserkenntnis hin.

Diese Ideen von „wahrem und thätigem Christentum, das alles Schreiens, Lästerns und Tobens der falschberühmten Kunst unerachtet in Deutschland sein Haupt empor zu heben anfing,“ [1]) von Toleranz und Menschenliebe, in solcher Form geäußert und im Leben angewandt, mußten zu dem Erwachen eines wirklichen religiösen Gefühls wesentlich beitragen, da sie mit den damals aufkeimenden Anschauungen völlig zusammentrafen. Denn überträgt Defoe auch die Ideen der Freidenker seiner Zeit über den Bildungsgang des Menschen und Entwicklung des Gemeinwesens auf Grund der Nächstenliebe und Humanität gleichsam ins Praktische, so ist doch, im scharfen Gegensatz zu ihnen, dem Dissenter die Sittlichkeit durchaus von der Religion abhängig, und seine Glückseligkeitslehre fußt im Bibelglauben, nicht in der Idee des Guten, Wahren, Schönen. Er steht auf dem Boden der geoffenbarten Religion, ja auf einem ausgesprochen lutherischen Standpunkt, obschon er ebensowenig wie Spener so engherzig ist zu glauben, man könne nicht auch in einem andern Bekenntnis selig werden.

Und mußten sich nicht die Deutschen an dem Bilde dieses Mannes begeistern, der auf seine gesunde Kraft vertraute und seinen aufgeklärten, nicht beengten Blick immer auf das Nächstliegende und das Leben in seiner wirklichen Gestalt gerichtet hatte! Ihn bedrückte Niemand; er dünkte sich ein kleiner König auf seiner Insel und nur Gott und keinem Menschen unterthan. Je offener der Gesichtskreis der Deutschen wurde, und je mehr sie naturgemäß den Druck der gegenwärtigen Verhältnisse empfanden, um so begehrenswerter mußte ihnen des Engländers Freiheit und Unabhängigkeit erscheinen.

Indem der Robinson so die Ideen von wirklicher Frömmigkeit, erhabener Sittlichkeit und freier, schöner Menschlichkeit nicht nur aussprach, sondern ins praktische Leben gleichsam übertrug, mußte er auf die lesenden Deutschen wie eine Offenbarung wirken und von höchst veredelnder sittlicher Wirkung sein. Hier fehlten die stets beliebten Schlüpfrigkeiten und Erotica des Romans, Frauen kamen unerhörterweise garnicht einmal vor, und doch waren gerade die Deutschen gezwungen, den lebendigsten, unmittelbarsten Anteil zu nehmen. Denn weit mehr als die früher genannten Völker versenkten sie sich gemäß der ganzen Tiefe ihres Gemütslebens in

[1]) Discurs von der Freiheit 2c.

diesen Stoff, ganz gebannt durch die Gewalt der für sie absolut neuen Darstellungsweise, die um so mächtiger wirkte, je größer der Kontrast war, in dem sie zur Darstellung im Roman vorher stand. Dieser Gegensatz war in Deutschland bei weitem am ausgeprägtesten. Auf solche Weise, wie hier, waren die Gemüter noch nicht in Anspruch genommen worden.

Nachdem Wickram im 16. Jahrhundert einen eigentlichen Familienroman geschaffen hatte, wurde beim Schwinden eines frischen nationalen Lebens der Roman notwendigerweise dem Anschauungskreise des Volkes entzogen und, wie die Dichtung überhaupt, Eigentum der Gelehrten. In ihren Händen wucherten die ursprünglich aus der Fremde eingeführten Schäfer- und heroisch-galanten Romane unangefochten durch das ganze 17. Jahrhundert fort. Hier legt der gelehrte Mann, dem das Dichten zur passenden Nebenbeschäftigung oder Zeitvertreib wird, seine Excerpte nieder. „Das Hauptabsehn" des Lohenstein bei Abfassung seines die ganze deutsche Geschichte umfassenden Arminius war „die klügliche Anwendung seiner weitläuftigen Gelehrsamkeit; das Buch kann mit allem Recht ein rechter Kern seiner ganzen leblosen Bibliothek heißen." [1]) Man packt in die Romane, was überhaupt wissenswert und belehrend, vor allem was von gutem Nutzen und moralischem Einfluß auf die Nation scheint, deren Elend man sich nicht verschweigen kann. Buchholz, der Zesen in der selbständigen Nachahmung des Kunstromans folgt, wendet sich heftig gegen das „schandsüchtige Amadis-Buch",[2]) weil dadurch noch niemand gebessert sei. Im Gegensatz dazu schreibt er seinen dickleibigen Folianten, den von Abenteuerlichkeit der Ritterromane, gelehrtem und theologischem Beiwerk seltsam gemischten „Herkules und Valiska" zusammen. Lohenstein bringt, um einen guten Nutzen zu stiften, „unter den Zucker von Liebesbeschreibungen auch eine Würze nützlicher Künste und ernsthafter Staatssachen." [3])

Wenn die meisten Verfasser auch das Beste beabsichtigten, so ist doch klar, daß eine echte Dichtung in dieser Zeit nicht erblühen konnte. Von innerer Einheit, Entwicklung und psychologischer Zeichnung der Charaktere ist in den Romanen wenig zu spüren. Die gelehrten, sich vornehm abschließenden Autoren entbehren alles

[1]) „Vom dreifachen Zweck des Arminius." Anhang zur Ausgabe 1689. — [2]) vgl. auch für das Folgende Buchholz' Auslassungen in der Vorrede zum Herkules. — [3]) Nachwort zum Arminius 1689.

Zusammenhangs mit dem Boden der Volkstümlichkeit; sie haben nicht durch eigne Erfahrung Kenntnis von der menschlichen Natur erworben. Im Inhalt und in der überladenen Sprache herrscht der Verstand. Von einer wirklichen Dichtung kraft der Phantasie ist bei ihnen nicht die Rede, dagegen verwahren sie sich sogar entschieden.[1]) Nicht unsern Maßstab, daß das, was der Dichter erzählt, gleich, ob es geschehen ist oder nicht, sich nur mit der Wirklichkeit vertragen, natürlich und möglich sein soll, sondern den Maßstab der gemeinen Wahrscheinlichkeit legt man an die dichterischen Erzeugnisse.[2]) Durch die erdenklichsten Mittel sucht man Spannung und Überraschung hervorzubringen. Verstandesmäßig macht Anton Ulrich die Geschichte möglichst verwickelt, und Lohensteins Arminius wird durch Spielereien zu einem Rätselbuch.[3]) In Zieglers Banise, die neben dem Arminius den Höhepunkt des Kunstromans repräsentiert, sollte man einen wirklichen Aufschwung der Phantasie vermuten, denn man knüpfte früher an entlegene fremde Länder und Völker wunderbare und romantische Vorstellungen. Aber auch diese ist weit davon entfernt. An Stelle des Wunderbaren steht das Verstandesmäßige und Bizarre. Um die Wende des Jahrhunderts mehren sich besonders die „galanten“ und „kurieusen“ Romane, die, im Stil der Helden- und Liebesgeschichten geschrieben, sich der Zeit gemäß stofflich der Gegenwart nähern, weit kürzer und weniger weitschweifig als jene sind. Durch Hunold, Talander, Meletaon u. a. wurden sie eifrig gepflegt, auch vielfach aus dem Französischen übersetzt. Sie spielen in den Kreisen der höheren und höchsten Stände; das erotische Element, Geschraubtheit und Schlüpfrigkeit tritt hier stark in den Vordergrund, und jede echte Empfindung ist zurückgedrängt.

Wohl bestand neben dem Kunstroman im 17. Jahrhundert noch eine andere Art, die tief in den Anschauungen des Volkes wurzelte. Die sogenannten Schelmenromane, zuerst durch Mendoza in Spanien gepflegt, waren reichlich durch Übersetzungen eingeführt worden. Unter den originalen Nachbildungen in Deutschland nimmt der Simplicissimus bei weitem die erste Stelle ein. Grimmelshausen steht in lebendigster Berührung mit seiner Zeit; er hat durchlebt, was er genial, mit plastischer Gestaltungskraft darzustellen weiß. Um eine Person dreht sich die im ganzen geschlossene Handlung des

[1]) vgl. Vorwort zum Arminius 1689. — [2]) vgl. Nachwort zum Arminius. — [3]) vgl. auch Nachwort zum Arminius.

Romans, und — das verleiht dem Werke seinen dauernden Wert — die Entwicklung eines ganzen Menschenlebens ist darin gegeben. Die psychologische Charakterzeichnung, die in den gelehrten Romanen nicht möglich ist, tritt hier meisterhaft hervor. Mußte aber Grimmelshausens Auffassung vom Roman, Darstellungsweise und Inhalt bei ihm — und das entworfene Gemälde war gewiß nicht angethan, die besseren Saiten im Menschen zu berühren — den hohen Kreisen verhaßt sein, weil alles das ihren Anschauungen völlig fremd war und zuwiderlief, so wandten sie sich mit vollem Recht mit größter Verachtung von seinen Nachahmern ab. Denn soweit der vaterlandsliebende, humor- und gemütvolle Verfasser des Simplicissimus über seiner Zeit steht, so wenig wußten die meisten Vorläufer und Nachtreter das Leben anders als gemein und niedrig zu gestalten. Die Richtungen eines gelehrten und volkstümlichen Romans liefen nebeneinander her, und vergeblich bemühte sich der nüchterne Weise sie zu versöhnen.

Durch den Robinson wurden diese Gegensätze zuerst aufgehoben. Dies Werk wandte sich mit seiner tiefen Lebenswahrheit weder ausschließlich an Gelehrte noch Ungelehrte, sondern an alle Leser. Robinsons Schicksale waren ja allen verständlich, seine Not, Angst und Freude durchlebte ein jeder mit ihm; er war ein Durchschnittsmensch, mit Vorzügen und Schwächen und keinen besonderen Fähigkeiten begabt. Seine Thränen in der Erinnerung an die Lehren des Vaters, sein Sehnen, nur einen Menschen bei sich zu haben, Freitags herzliche Freude um den wiedergefundenen Vater, Robinsons und seines Gefährten treuer Freundesbund, die Art überhaupt, wie hier die tiefsten Herzensangelegenheiten und rein menschlichen Empfindungen so überraschend einfach und ungeschminkt, von allen unnatürlichen Redensarten entkleidet, offenbart wurden, das alles waren ganz neue, noch nicht gehörte Töne. Statt der Schemen der galanten und Liebesromane sah man hier Personen von Fleisch und Blut, die sprachen, dachten und empfanden, wie jeder Leser. Die Dichtung hatte hier die Stelzen abgelegt. Auch hierin bot das englische Werk der Zeit, worauf sie drängte. Begann der Deutsche sich dem Nächstliegenden und Natürlichen zuzuwenden, so mußte er sich auch — wir kommen darauf noch zurück — beim ersten Anstoß gegen den Roman vorher auflehnen und den Robinson mit größter Begeisterung begrüßen. Die Zustände des inneren Men-

schen, die Sorgen und Fragen des häuslichen, wirklichen Lebens standen hier im Mittelpunkt, und zugleich — das ist ein weiteres wichtiges Moment — wurde eine edle Phantasie wieder in ihre Rechte gesetzt. Das Bedürfnis nach einer Belebung der Phantasie, das im Roman dringend geworden war, hing mit dem Erstarken des Volksgeistes innig zusammen. Alsbald bereichert die lebendig erregte Einbildungskraft und das auf ungewohnte Weise in Anspruch genommene Gemüt des Deutschen Crusoes Inseleinsamkeit geschäftig mit eignen Zuthaten. Und der gefühlvolle Deutsche, der sich aus dem Druck der gegenwärtigen Verhältnisse heraussehnt, erträumt sich lieber, anstatt die Besserung derselben im Auge zu behalten, auf Robinsons friedlicher Insel einen glückseligen Zustand, frei von allem Elend der Gegenwart. Der bedeutsame Zug des 18. Jahrhunderts nach Frieden und Ruhe und Natürlichkeit, die man in glückseligen Urzuständen zu finden meint, gegenüber dem Getriebe der Welt, der Unnatur und Überkultur der Zeit, deren Fesseln man umsomehr fühlt, je freier der Blick wird, dieser Zug beginnt jetzt gerade in Deutschland hervorzutreten. Er wird in das englische Werk hineingetragen, in dem, wie schon früher bemerkt, keine Unzufriedenheit mit dem Bestehenden ausgedrückt werden soll. Nicht zum mindesten wurde dadurch der Erfolg des Robinson in Deutschland bedingt.

Aus dem großen Bedürfnis nach Nahrung für die Phantasie erklärt sich auch die Wirkung des zweiten Teils[1]) des Robinson damals. Unbegreiflicher Weise fügte Defoe seinem Kunstwerk noch eine Fortsetzung hinzu, die von dem hohen Gehalt des ersten Teils fast nichts bewahrt hat. Robinson reist nach allerlei Abenteuern auf seine Insel zurück, versorgt die zurückgelassenen Spanier und Engländer und ordnet ihr kleines Gemeinwesen. Ein französischer Priester, den er aus Gefahr gerettet und mitgebracht hat, dringt besonders auf Regelung des religiösen Lebens; Betrachtungen des Dissenters Defoe und fromme Gespräche nehmen einen großen Raum ein. Robinson verläßt die Insel, die sich immer mehr bevölkert; er hat Erlebnisse in Madagascar, in China und Indien, bis er endlich in einer Karawane durch Asien und Europa heimreist und in Hamburg ankommt. — Seine Intoleranz, besonders sein wilder

[1]) The further adventures of Rob. Crusoe etc. 20. August 1719.

Eifer bei der Zerstörung des Götzenbildes in Rußland stehen in einem unangenehmen Widerspruch zu seinen Anschauungen in der Einsamkeit; allerdings bildet dem gegenüber die Gestalt des ganz von Humanität durchdrungenen Geistlichen einen würdigen Gegensatz. Im allgemeinen sinkt hier Robinson, im Treiben des gewöhnlichen Lebens stehend, zu einem Abenteurer herab, und von der innerlichen Ergriffenheit, die man beim ersten Teile empfindet, kann hier keine Rede sein.

Reisebeschreibungen gab es damals genug; aber hier kam ein stetes, lebhaftes Interesse für den Durchwandernden hinzu. Denn eine persönliche Teilnahme für die Schicksale dieses Mannes, den man als Schiffbrüchigen kennen gelernt und in seiner Entwicklung verfolgt hatte, blieb, besonders bei der fesselnden Darstellung, nicht aus. Ein reicher Spielraum bot sich auch hier für die Phantasie. Schilderungen vom Seeleben, von Seeabenteuern und -Gefechten, Schiffbruch und Stürmen, zumal wie hier interessant und lebendig gezeichnet, wurden von je in Deutschland mit größerem Entzücken gelesen als in Frankreich, Holland und England, da die See den Deutschen unbekannter war. Viele verfolgten voller Begierde des kühnen Briten Fahrten mit dem Finger auf der Landkarte, wie Goethe in seiner Jugend Lord Ansons Reise nach Juan Fernandez, der dort noch die an den Ohren geschlitzten Ziegen als solche des einst da lebenden Robinson Selkirk erkannte.[1])

III.

Die ersten Übersetzungen. — Der dritte Teil des Robinson Crusoe. — Beurteilung des Werkes und Beifall im Einzelnen.

Eine sehr große Anzahl von Übersetzungen vermittelte den Deutschen die Bekanntschaft des Werkes, das für sie in seiner Einfachheit, ja scheinbaren Kunstlosigkeit, etwas so erstaunlich Neues

[1]) Voyage round the world in the years 1741—44 etc. London 1748. Deutsch von Walter, Göttingen 1749. — vgl. Barrow, a. a. O. Bd. II. S. 227 ff.

und Überraschendes bedeutete. Im Frühjahr 1720 erschien die erste deutsche Übersetzung.

Ein Blick auf die holländische und französische Übertragung des Originals ist für das Folgende unerläßlich. Bei ihnen, wie bei den deutschen Übersetzungen macht sich betreffs Ort und Jahr ihres Erscheinens ein großes Schwanken in den Angaben geltend. Sie sind vielfach zerstreut und besonders die deutschen mühsam zusammen zu suchen. Die holländische sowohl als die französische Übersetzung kam im Frühjahr 1720 zu Amsterdam heraus. Allerdings findet sich für beide meistens das Jahr 1719 angegeben; und es bringen schon im Juni 1719 die „Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen" aus Amsterdam die Nachricht, daß „Mortier unter der Presse habe la vie et les aventures de Rob. Crusoe etc."; aber erst im Juni 1720 ist angegeben, das Buch sei erschienen. Das ist wohl nicht denkbar. Da nun aber die mir vorliegenden Ausgaben, beide Amsterdam 1720, die ersten sind, so wäre nur die Annahme möglich, daß ein Teil derselben unter dem Jahre 1719 ausgegeben, und die französische auch gleichzeitig mit dem Verlagsort „Paris" gedruckt wurde — denn auch diese Angabe ist beharrlich. Übrigens ist dies für die deutschen Übersetzungen gleichgültig.

Während die holländische Übertragung[1]) sich im allgemeinen genau an die englische Vorlage hält und von kleinen Ungenauigkeiten und Änderungen abgesehen getreu ist, hat sich der französische Übersetzer die Sache nicht sauer werden lassen. Die französische Ausgabe,[2]) welche die eben erschienene holländische benutzte, — so

[1]) Het Leven En de wonderbaare Gevallen van Robinson Crusoe, Behelzende onder andere ongehoorde uitkomsten een verhaal van zyn agt en twintig jaarig verblyf op een onbewoond Eiland, gelegen op de Kust van Amerika by de mond van de Rivier Oronooque. Alles door hem zelfs beschreven, Nu uit het Engels vertaald, en met Figuren benevens een nette Kaart zyner zwerving verrykt. — Eerste Deel. — T'Amsterdam. By de Jansoons de Waesberge. 1720. [Exemplar in Berlin.] — 2. Teil 1720. Amsterdam. [Exemplar der Ausgabe 1722 in Berlin.] — [2]) La Vie Et les Aventures Surprenantes de Robinson Crusoe, Contenant entre autres évenements, le séjour qu'il a fait pendant vingt et huit ans dans une Isle déserte, située sur la Côte de l'Amerique, près de l'embouchure de la grande Riviere Oroonoque. Le tout écrit par lui-même. Traduit De L'Anglais. A Amsterdam. — Chez L'Honoré et Chatelain. 1720. [Exemplar in Berlin.] — 2. Teil 1720, Amsterdam. [Exemplar in Berlin.] — 2. A. 1721. 3. A. 1727, 26. 4. A. 1743 (3 Bde.). [Exemplare der A. 3 u. 4 in Dresden.]

ist sie in den Vorreden ganz abhängig von dieser — ist sehr flüchtig gearbeitet. Kleine Zusätze und Auslassungen begegnen aller Orten, die doch unmerklich dem Original etwas von seinem Schmuck nehmen. So verleihen z. B. die genauen Zeitbestimmungen der englischen Erzählung gerade den Reiz des Erlebten, und sie werden gar oft im Französischen übergangen. Prägnanz und Genauigkeit vermißt man vielfach. Die Grausamkeiten der Spanier in „Afrika“ werden erwähnt (S. 383), wo natürlich im Englischen „Amerika“ steht; in diesem Fehler geht das Holländische allerdings schon voran. Aber dem französischen Übersetzer kommt es auch nicht darauf an, Robinson von seiner Insel aus auf den Kontinent von Afrika blicken zu lassen (S. 469), und dieser Unsinn bleibt auch in den nächsten Auflagen. Die Ausrüstung und das Verbergen des Schiffes vor den Wilden, Robinsons Gespräche mit Freitag sind gekürzt oder doch nicht getreu wiedergegeben. Die „Klauen der römischen Priester“ läßt der Übersetzer weislich aus (S. 508); Crusoe hat 500000 Pfund Sterling statt 5000 im Besitz, als er heimkehrt, und anderes mehr. Jedoch ist die französische Übersetzung sehr fließend. — Der zweite Teil der holländischen und französischen Ausgabe verhält sich genau ebenso zur englischen Vorlage wie der erste.

Was nun die deutschen Übersetzungen betrifft, so schleppt sich ein Irrtum Hettners, der die erste deutsche Übertragung ins Jahr 1721 setzte und eine französische Vorlage dafür annahm, trotz Verbesserungen Goedekes und anderer noch in den neuesten Handbüchern herum. Abgesehen von dieser irrtümlichen Ansicht, die auch in den Angaben im vorigen Jahrhundert fast überall herrscht, hat man bisher immer angenommen, daß die erste Übersetzung 1720 in Leipzig oder Frankfurt und Leipzig erschienen sei.[1]) Defoes Werk kam aber vielmehr zuerst deutsch zu Hamburg 1720 heraus, übersetzt von Ludwig Friedrich Vischer. Es ist an der Zeit, daß man den fleißigen Dolmetscher dieses Buches wieder zu seinem Rechte kommen läßt.

Vier verschiedene Verlagsorte erscheinen für die Ausgaben des Jahres 1720: 1. Hamburg, 2. Leipzig (Martini), 3. Frankfurt und Leipzig, 4. Leipzig (Weidmann). Von diesen kommen 3 und 4 zunächst nicht in Betracht. Bei Feststellung der

---

[1]) Unerklärlicher Weise giebt Strauch in seinem Aufsatz „Eine deutsche Robinsonade“ (s. später) eine deutsche Übersetzung von 1719 in 3 Auflagen an!

Priorität der Übersetzung handelt es sich nur um die, welche in Hamburg (H) und Leipzig-Martini (L) erschien. Sie bieten denselben Text.

Von dem ersten Teil der Übersetzung, die zu Hamburg herauskam, sind mir die erste (= H I), zweite (= H I 1721), dritte Auflage (= H I 1731), von dem zweiten Teil die erste (= H II) und dritte (= H II 1731) bekannt geworden; von der Leipziger die vierte (= L I) und vom zweiten Teil die erste (= L II).[1] Die Vorrede zu H I ist unterschrieben: 26. Martii 1720, zu H II: 13. September 1720; die Vorrede zu L I trägt das Datum: 27. Julii 1720, L II ist nicht datiert in der Vorrede.

Der Bremer Buchhändler Sauermann bringt in seinem Ostermeßkatalog von 1720 die wichtige Neuigkeit einer Robinson-Übertragung. Der Titel, den er anführt, paßt nicht ganz auf H I, doch sind die kleinen Änderungen desselben darauf zu setzen, daß das Werk kurz vor Abschluß des Katalogs erschien, und der lange Titel zu Ungenauigkeiten führte. Als Verlagsort ist nicht Hamburg, sondern Leipzig angegeben ohne Nennung eines Verlegers. Doch will das wenig besagen. Schon damals war Leipzig Herd des deutschen Buchhandels; bedeutende auswärtige Verleger hatten ihre Vertreter hier; bei den ferneren H-Auflagen, wie überhaupt bei den Büchern, die Wiering später verlegt, wird noch besonders auf dem Titelblatt bemerkt: „in Leipzig bei Philipp Hertel zu bekommen.“ Ein eben erschienenes interessantes Buch wurde damals gewiß sogleich in Leipzig bekannt. Sauermann sah es dort und bringt beim Abdrucken des Titels „Leipzig“ als Verlagsort. Er fügt dem eine Notiz des Inhalts bei, daß „in wenigen Wochen auch der zweite Teil gedruckt fertig und zu haben sein werde.“ Jedoch zog sich das länger als erwartet hinaus. Am Ende des Herbstkatalogs, der im September abgeschlossen wurde, führt Sauermann in einem Nachtrag den „soeben eingetroffenen“ zweiten Teil an. Der Titel ist wieder flüchtig, als Verlagsort hier Hamburg verzeichnet. Es ist H II, dessen Vorrede vom 13. September unterschrieben ist, der also gerade herausgekommen war.

Die erste Titelangabe Sauermanns im Osterkatalog paßt auf die vierte Auflage von L I garnicht. Nun könnte ja der Titel der

---

[1]) vgl. Bibliographie, I, 1. 2.

drei ersten Auflagen anders gelautet haben, aber mit diesen ist es überhaupt ein eigenes Ding. In allen Angaben wird nur die vierte Auflage erwähnt, eine Kritik oder Anzeige der drei ersten erscheint nirgend. Einzig die „Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen" machen bei einem Hinweis auf die vierte Auflage unter dem 15. September 1720 die Bemerkung, daß diese eine neue, andere Vorrede als die ersten Ausgaben, noch mehr Kupferstiche und eine Landkarte enthalte. Diese drei ersten Ausgaben sind aber überhaupt nicht erschienen; zum mindesten sind sie, sollten sie doch herausgekommen sein, in sehr geringer Anzahl aufgelegt. Der Verleger wollte seinem Buche ein gewichtigeres Ansehen geben, dadurch daß er es so bald auf eine vierte Auflage trieb. Zudem besagt die eine Notiz in den „Neuen Zeitungen" wenig. Die Direktion der „Zeitungen" hing eng mit Martini zusammen, denn bis Ende 1719 erschienen sie in seinem Verlage. Hätte er wirklich die Übersetzung zuerst gebracht, so wäre das hier genügend ausposaunt worden. Wollte man übrigens Martinis Versicherung in der Vorrede zur vierten L-Auflage ernst nehmen, die „übrigen drei seien so begehrt gewesen, daß sie in wenigen Wochen vergriffen worden seien," so könnte man schon deswegen H I eher als L I ansetzen, da H I ja schon Ostern erschien. — Ganz klar ist das zeitliche Verhältnis von L II zu H II. Am 9. September 1720 heißt es in den „Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen", L II sei auch schon übersetzt, würde unter königlichem Privileg gedruckt und „mit nechstem" zu bekommen sein; am 14. Oktober ebenda, das Buch sei herausgekommen. H II dagegen erschien, wie wir sahen, nach Sauermann und der Vorrede im September. — Weitere und innere Gründe lassen nun an der Priorität von H jeden Zweifel schwinden.

Über die Persönlichkeit des Verfassers der Hamburger Übersetzung war wenig in Erfahrung zu bringen. Er unterschreibt sich in der Vorrede zu H I als M. Vischer, zu H II als M. Ludwig Friedrich Vischer. Eine einzige Bemerkung findet sich bei Beckmann[1]) über ihn, bei Erwähnung einer von Vischer übersetzten Reisebeschreibung, Hamburg 1705. Es heißt da: „Der Übersetzer Ludw. Friedr. Vischer war ein Magister aus Würtemberg, welcher in Hamburg lebte und noch mehr Reisebeschreibungen übersetzt hat."

---

[1]) Litteratur der älteren Reisebeschreibungen, II. 287. — Göttingen 1809.

Bei Georgi[1]) findet sich unter dem Namen M. Vischer — das M. ist sicherlich verkannt und als Vorname genommen; es bedeutet natürlich Magister — eine Reihe von Werken angegeben, die jedenfalls dem Übersetzer des Robinson angehören, auch im gleichen Verlage, wie dieser, erschienen. Daß Vischer früher mehr geschrieben und übersetzt hat, geht aus der Vorrede zu H II hervor. Er meint, weil er schon bejahrt sei, würde der Robinson wohl seine letzte Arbeit sein, und darum habe er sich besondere Mühe bei der Übersetzung gegeben. Er ist sicher 1720 oder 1721 gestorben, denn in H I 1721 schwindet sein Name unter der Vorrede, und der „Verleger" tritt an seine Stelle. Dieser ist in der That Wiering; das Buch wurde nicht etwa nur bei ihm gedruckt, wie man nach dem Titel von H I meinen könnte. Daß einem Hamburger die Übertragung des englischen Werkes am leichtesten fiel, ist ganz natürlich. Die Bewohner der Handelsstadt hatten die unmittelbarste Berührung mit dem Inselreiche. Man war noch nicht so gewohnt, englische Bücher zu verdeutschen, wie in der Folgezeit, und nahm gern den Weg durchs Französische. Von der französischen Robinson-Übersetzung hält sich nun Vischer — im ersten Teil scheint er sie überhaupt noch nicht gekannt zu haben — mit vollem Bewußtsein fern. Er findet mit Recht eine Ehre darin, sich nur ans Englische gehalten zu haben. „Er würde sichs nicht zu verantworten getrauet haben, wann er der, nach Ausweise des Augenscheins, durchgehends sehr zerstümmelten Frantzösischen Version nachgegangen und nur so drüber hingefahren wäre." [2]) Auch der Verleger versichert, daß beide Teile „nach dem Englischen Original, nicht aber wie der zu Leipzig gedruckte zweyte Theil (das geht gegen L II) nach der in Holland herausgekommenen mangelhafften Frantzösischen Übersetzung, wären vertiret worden."[3]) Auch die „in der Frantzösischen Edition befindlichen Kupferstiche" will er nicht nachstechen lassen, weil die Historien so deutlich und lebhafft beschrieben sind, daß ein jeder sich auch ohne Kupfer eine deutliche Vorstellung davon machen kann."[4]) Jeder Teil bringt nur ein originales Titelbild.[5])

[1]) Allg. Europäisches Bücherlexicon 1742; s. Teil IV, 1 Bd. S. 263 und 3tes Supplement S. 385. „Wohlinformirter Informator" 1709. „Großbritannisches Amerika" 1710. „Beschreibung der Provinz Carolina in Westindien" 1712. („Beschreibung Nord-Indiens" 1711 von Martin V.) — [2]) Vorrede zu H II. — [3]) Vorrede zu H I 1721. — [4]) Vorrede zu H I 1721. — [5]) vgl. Bibliographie.

Vischers Übersetzung ist einfach, knapp, anschaulich und schließt sich eng und getreu an das Original an, anders als die holländische und vor allem die französische Übertragung. Seine Sprache ist von großer Reinheit. Die Einfachheit spricht sich auch in den (originalen) Vorreden aus. In den Streit über die Wahrheit „der Crusoeschen Historie" (s. u.) läßt er sich nicht ein; er hat nicht „die Guarantie derselben, sondern nur die Verteutschung über sich genommen." [1]) In der Vorrede zu H I betont er besonders die hervorragenden „Umstände" dieser Erzählung; es scheine kaum möglich, daß die gebrechliche Natur des Menschen solchen „Proben" nicht unterliege. Aber die Providenz mache sich überall geltend, und der Leser müsse notwendig im Preise Gottes dem Autor folgen, der soviel Gutes dadurch erfahren. Die Vorrede zu H II beschränkt sich wesentlich auf eine Inhaltsangabe.

Im berechtigten Stolz auf seine mühevolle Arbeit macht Vischer seinem Ärger gegen den Nachdruck seiner Übersetzung bald Luft. Die Vorrede zu H II besagt, daß „der erste Theil des Robinson, wie aus dem sehr fleißigen, obwohl eigennützigen Nachdruck ... abzunehmen, sich selber gelobt habe." Das geht nur gegen L I, sonst war überhaupt noch kein Nachdruck erschienen. Und in der Vorrede zu H I 1721 äußert sich der Hamburger Buchhändler entrüstet: „Wir präsentiren dem Leser allhie unsere zweyte Edition des Ersten Theils des Lebens rc. Man hätte Ursache genug, allhie eine weitläufftige Klage anzustellen über die Gewinnsucht verschiedener auswärtiger Buchhändler, welche sich nicht entblödet, diese merckwürdige Historie, welche wir im Anfang des verwichenen 1720sten Jahres mit saurer Arbeit aus dem Englischen ins Teutsche und mit grossen Kosten auf die Oster-Messe geliefert, nachzudrucken. ... Doch wir wollen uns mit der Ehre begnügen lassen, daß wir sowohl den ersten als den andern Theil der Geschichte des Robinson Crusoe am allerersten aus der Presse gebracht haben." Alles das wendet sich gegen Martini, und mit vollem Recht. Denn L ist aus der Wiering'schen Übersetzung geflossen. Über die Persönlichkeit des S. V. W., der in der Vorrede das Plagiat auf seinen Namen nimmt, kann nichts angegeben werden. L I ist ein mit der Feder durchgesehener Nachdruck von H I. Diese ist dem Inhalt und

---

[1]) Vorrede zu H II.

Satzbau nach wörtlich abgedruckt; nur Vischers eigentümliche Orthographie ist gebessert, und sein oft sehr ungelenker, ja unschöner Ausdruck im einzelnen, — „nach Ersehen dieses“, „nach genommenen diesem Schluß“, während diesem unsern Zustand“ — der durch allzu nahen Anschluß ans Englische Härten zeigt, ist gemildert. Fremdwörter, die Vischers Sprache sehr wenig bedrückten, kehren in L vereinzelt wieder; für „pünctlich“ meint L „accurat“, für „galt“ „passirte“ sagen zu müssen. — Anders und interessant ist das Verhältnis von L II zu H II. Wie wir oben sahen, wurde die Übersetzung dieses Teils unabhängig von H II in Angriff genommen. Es heißt am 9. September, er würde schon gedruckt; aber er kam zunächst nicht heraus. Man wartete auf den angekündigten H II. Sobald dieser Ende September erscheint, wird er getreulich benutzt. Denn L II ist etwa ein Drittel ganz selbständige Übertragung; dann mehren sich die Anklänge, und von Seite 136 (H), 157 (L) ab ist die Anlehnung ganz in die Augen fallend. Freilich ist es kein Nachdruck; der Satzbau zeigt überall Verschiedenheiten. Aber Ausdrücke und geschickte Wendungen des Hamburgers sind immer herübergenommen: einzelne Partieen sind auch direkt nachgedruckt. Vermutlich wurde die schon ziemlich fertiggestellte Übersetzung von L II mit Hülfe von H II gründlich verbessert und zu Ende gebracht. — Der Herausgeber von L II hatte übrigens Kenntnis der französischen Übersetzung, und er sah bei seiner Arbeit häufig in diese hinüber. Die Leichtfertigkeit des französischen Herausgebers in der Wiedergabe von Daten ist nicht erkannt; statt 8. Januar (so englisch und H) steht 18. Januar (so französisch), statt 13. April: 13. Mai u. s. w.

Auf alle Weise sucht Martini seiner Übersetzung mehr Ansehen und Abgang zu verschaffen und sie nicht als gestohlen erscheinen zu lassen. Er setzt beiden Teilen neue Vorreden vor, die zumeist aus dem Französischen übersetzt und stellenweise geschickt erweitert sind. Denjenigen, welche den ersten Teil seiner Übersetzung besitzen, läßt er beim Erscheinen des zweiten Teils noch einen Extrabogen mit Kupfern und einer Karte für den ersten zukommen.[1]) Die vielfach minderwertigen Bilder der französischen Ausgabe, welche diese zum Teil dem Holländischen entlehnt hat, läßt er nachstechen,

---

[1]) Neue Zeitungen von gel. Sachen, 14. Okt. 1720.

worüber sich der Hamburger Buchhändler ereiferte, dem „es daran ebenfalls nicht gefehlt haben sollte, wann er mit eines andern Kalbe hätte pflügen oder aber das Wercklein vertheuren wollen.“ [1])

Vischer verleugnet den Hamburger nirgends; er ist mit allen Verhältnissen dort vertraut. Bei der Übersetzung „Wacht-Röcke“ fügt er in Klammern hinzu: „oder wies unsere Hamburger nennen „Pär-Röcke“ (L I „die“ Hamburger ꝛc.); er hat Ausdrücke aus dem Matrosenleben: seaman's waistcoat = „Matrosen-Camisol oder Schantzläufer“ (L I ebenso); sie antworteten als „rechte Jan Hagel“ (L I „natürliche Matrosen“). Doch am meisten tritt die Eigenart des Hamburgers in den Anhängen zu beiden Teilen hervor, in den „Erklärungen etlicher See- und anderer Wörter.“ Weil „wegen der vielen ungewohnten See-Termini mancher die Historie nicht so fertig lesen möchte, wie ein Niedersachse,“ so giebt Vischer eine „kurze, aber zulängliche“ Erklärung derselben, „bis ein vollständiges Seelexikon von ihm oder einem andern herauskomme.“ [2]) Die einzelnen Artikel hier enthalten manches Interessante. [3]) L giebt nur einen Anhang am Anfang des ersten Teils; wörtlich wird alles übernommen und nur einiges, besonders das spezifisch Hamburgische, fortgelassen. Um auch etwas Selbständiges zu leisten, fügt L die Erklärung zweier Wörter hinzu: „Entern“ und „Tau, d. i. Seil oder Strick!“ — Beim Artikel „Cordial-Wasser“ setzt Vischer hinzu: „in Hamburg ist das Walterische bekannt und bewährt;“ bei „Rum“: „für den besten hält man den von Barbadoes“. Für die „Landratten“ giebt er eine Erklärung der Seekrankheit und eine Reihe ergötzlicher Mittel dagegen. Genau erklärt er die Regelung des Auf- und Abziehens der Schiffswache, wie er dies aus Hamburg kannte, Gewohnheiten der anderen Schiffahrt treibenden Völker werden dabei herangezogen. Bei „Lootsmann“ bemerkt er: „Hamburg besoldet deren über ein Dutzt. Ihre Profession ist unstreitig eine der allergefährlichsten auf der gantzen Welt. Der Catechismus, wenn ichs so nennen darff, aus welchem sie bey ihrer Annehmung examiniret werden, und unterm Titel: Gründlike Onderrichtunge vor de Lootsen, den Elf-Strohm secker op un af to seylen, gedruckt, aber dennoch sehr rar ist, bestehet aus 165 Fragen.“

---

[1]) Vorrede zu H I 1721. — [2]) Vorrede zu H I. — [3]) Von Grimm im Wörterbuch nicht benutzt.

Im ganzen genommen ist diese erste deutsche Robinson-Übersetzung vortrefflich und sorgsam. Vischer hat sich, zeigt sein Stil auch manche Härten, ausgezeichnet in den Geist des Originals versetzt. Wenn es in einer späteren Ankündigung einer Übersetzung heißt, Robinson sei in seiner wahren, anziehenden Gestalt den Deutschen nie bekannt gewesen,[1]) so ist das unwahr und ungerechtfertigt. Daß die Übersetzung nicht mehr für die Zeit nach 100 Jahren paßt, versteht sich von selbst.

Die früher unter 3. bezeichnete Übersetzung zu Frankfurt und Leipzig[2]) nun erschien nur in fünfter Auflage. Es ist ein Nachdruck von L; nur das „unter allergnädigstem Privilegio" ist fortgelassen in Titel und Vorrede, die unterzeichnet ist: „bleibe gewogen dem Verleger" statt „S. B. W." Der Abdruck ist aber in allem so genau und buchstabengetreu, daß man meinen möchte, Martini habe den Verlag abgegeben, zumal der erste Teil von L dem Titel nach bei ihm nur „in Commission zu haben" war, und meines Wissens keine Auflagen desselben mehr in der Folgezeit bei ihm erscheinen. Freilich würde schlecht damit stimmen, daß er ja noch im Oktober — die Vorrede zur Ausgabe von Frankfurt und Leipzig ist vom September 1720 unterzeichnet — L II herausgiebt. Ein zweiter Teil der Ausgabe zu Frankfurt und Leipzig ist wohl überhaupt nicht herausgekommen.

Die Robinson-Übertragung, die im Oktober 1720 bei Weidmann in Leipzig zu erscheinen begann, ist direkt aus dem Französischen übersetzt; sie trägt bloß als Aushängeschild auf dem Titelblatt „aus dem Englischen und Französischen". Allein auf sie kann die Warnung Martinis[3]) gehen „vor einer in Leipzig gedruckten Übersetzung, welche nicht nach dem Englischen, sondern nach der französischen, sehr zerstümmelten Übersetzung mit großer Eilfertigkeit ins Deutsche gebracht worden." Nur der 2. Teil dieser Ausgabe war noch aufzufinden,[4]) von dem man auf den ersten schließen kann. Es ist eine Übertragung der französischen Ausgabe mit allen ihren Mängeln; die Vorrede ist ohne Angabe wörtlich übersetzt. Durch sklavisch genaue Anlehnung an die Vorlage sind vereinzelt recht unglückliche Wendungen (z. B. Schilderung der Stadt Naum) untergelaufen. Der Schluß ist wie im Französischen ganz ungenau. Jedoch ist

[1]) v. Courtin a. a. O. — [2]) vgl. Bibliographie I, 3. — [3]) vgl. Neue Zeitungen von gel. Sachen 14. Okt. 1720. — [4]) vgl. Bibliographie I, 4.

die Übersetzung sehr fließend und gewandt; sie gewann daher die weiteste Verbreitung.

Vom Jahre 1721 ab wird die Ausgabenfrage so verworren, daß es nicht möglich ist durchzudringen. H wird mindestens noch zweimal, die Ausgabe bei Weidmann muß noch sehr oft aufgelegt worden sein. Eine neue Übersetzung kommt nicht mehr heraus; dafür aber erscheint schon gleich Nachdruck über Nachdruck; auch die erwähnte Klage des Hamburger Buchhändlers weist darauf hin. In bunter Reihe wird bald H, bald L, bald Weidmann nachgedruckt. Die Vorreden und Bilder werden mit übernommen. Die „Seewörter“ gehen immer auf Vischer zurück, der als Übersetzer niemals genannt ist. Das verhältnismäßig sehr Wenige, was aus einzelnen ungenauen Angaben und Meßkatalogen zusammengereimt werden konnte, ist in der Bibliographie gegeben; bei den Übersetzungen, die ich noch zu Gesicht bekommen konnte, ist bemerkt, wem sie nachgedruckt sind.

Bisher wurde nur der erste und zweite Teil des Robinson berücksichtigt. Ein dritter, [1]) den Defoe noch folgen ließ, hat mit dem eigentlichen Robinson nichts zu schaffen; er möge hier kurz Erwähnung finden. Es sind moralische Betrachtungen, an der Hand von Beispielen, die meist aus den ersten Teilen des Robinson und sonst aus Vorkommnissen des Lebens und Erzählungen genommen sind. Das Buch ist aber nicht so trocken, wie wohl gesagt ist. Das Werk, welches nicht nur englische, sondern auch deutsche Verhältnisse berührt, behandelt seiner Zeit gemäß allerhand praktische Fragen über Erziehung, Wahl des Berufes u. s. w. und giebt eine Fülle treffender und tiefer Bemerkungen über „die Eigenschaft eines redlichen Mannes“, „die Laster im gemeinen Umgang“ und besonders über den „Zustand der Religion in der Welt“. Der Dissenter macht seinem Unmut gegenüber Atheisten und Freidenkern seines Landes Luft, er steht hier noch vielmehr als in den ersten Teilen des Crusoe auf dem Boden der positiven Religion. Dabei finden seine Lieblingsideen von Humanität und Menschenliebe hier wie im eigentlichen Robinson beredt Ausdruck. Defoes Gesinnung tritt überall glänzend hervor; aber eben dieser spricht, nicht Robinson. Weil das Werk den Namen „Robinson“ auf dem Titel trug, wurde

[1]) Serious reflexions during the life etc. of R. Cr. August 1720. London.

es zunächst begierig ergriffen. Schon 1720 erschien eine holländische[1]) und französische[2]) Ausgabe. Bei uns brachte zuerst Wiering ein Stück davon, der zweiten Auflage von H I (1721) angefügt; nämlich das 6. Kapitel: „Mr. Robinson Crusoes Gedancken über die ungleich-größere Anzahl derer Heyden, als der Christen auf dem Erdboden und einem unvorgreifflichen Vorschlag zu des Christentums anzustellender Erweiterung". Der Art der Übersetzung nach rührt diese wohl noch von Vischer her. Es heißt in der Vorrede zu H I 1721, man habe alsbald „einige Exemplare dieses Tractats herauskommen lassen, um ihn gleichfals in die Muttersprache zu bringen, und der curieusen Welt damit zu dienen. Doch wie man befunden, daß dieses Buch keine Avanturen von dem Authore, sondern moralische Betrachtungen, über allerhand besondere und zwar theils sehr wichtige Materien in sich hielte, diese aber eben nicht so starck gesuchet würden, als lustige Geschichte, habe man nur ein Stück aus dem Buche statt eines Anhangs beygefüget." Zwei vollständige Übertragungen dieses Teils erschienen 1721 zu Leipzig, bei Weidmann[3]) — diese ist mir nicht bekannt — und zu Amsterdam, gegen Ende des Jahres.[4]) Beide sind aus dem Französischen übersetzt. Fernere Auflagen kamen, scheint es, nicht heraus. Das Buch wird in der Folgezeit nicht mehr erwähnt und wurde vergessen. Meinte man auch, es seien „viel gute Sachen darunter, welche die Passiones heilen könnten," so trat doch natürlich diese Fortsetzung vor den ersten Teilen des Robinson gänzlich zurück. Das bloße Moralisieren, das stete Wiederholen des sich vielfach ähnlichen Themas wirkte ermüdend, manche Ideen, zumal für einen größeren Kreis, befremdlich. Besonders in dem phantastischen „Gesicht von der Welt der Engel" und in dem „heiligen Kreuzzug," den alle Nationen Europas zu einer unblutigen Ausbreitung des Christentums unternehmen sollen, schießt Defoe weit übers Ziel.

---

[1]) Derde Deel van Rob. Crusoe, Bestaande in Ernstige Aanmerkingen, Over syn Leven en Wonderbare Gevallen. Benevens syne Beschouwing der Engele Waereld etc. — Tot Amsterdam etc. [Exemplar v. Jahre 1722 in Berlin.] — [2]) Reflexions sérieuses et importantes de Rob. Crusoe, faites pendant les Avantures surprenantes de sa vie, avec la Vision du Monde Angelique. A Amsterdam 1720. — Mir unbekannt. Vgl. Neue Zeitungen von gel. Sachen. 1720. — [3]) vgl. Bibliographie I, 4. — [4]) vgl. Bibliographie I, 7.

Das bei Goedeke[1]) unter den Robinson-Übersetzungen angeführte Werk: „Lustige und seltsame Lebensbeschreibung Peter von Mesange, oder des Robinson Crusoe dritter und vierter Theil“, hat mit diesem in aller Welt nichts zu schaffen. Wir kommen bei den Robinsonaden darauf zurück.

Die große Anzahl der Übersetzungen des ersten und zweiten Teils zeigt schon, mit welcher Begierde die einfachen Schicksale eines schiffbrüchigen Matrosen überall ergriffen wurden. Auch „die Gelehrten stimmten unvergleichlich darinne überein, daß dieselben mit einer ungemeinen Annehmlichkeit zu lesen wären,“ so „different und wider einander lauffend auch ihre Urteile von der Wahrscheinlichkeit dieser Geschichte waren.“ „Sobald nämlich die Lebensbeschreibung des nunmehro Weltbekannten Robinson Crusoe bekannt worden, sind die Urtheile der Gelehrten davon gar unterschieden ausgefallen.“ [2]) In der Vorrede[3]) wurde der Leser ausdrücklich versichert, daß man ihm eine wahre Geschichte, keinen erdichteten Roman übergäbe; auf dem Titel stand, Robinson habe das Werk selbst verfaßt. Dazu paßte allerdings sein einfacher, „durch Wiederholungen einigermaßen verwirrter Stil, und bisweilen harter Ausdruck.“ [4]) Aber konnte der Seemann das selbst geschrieben haben und war alles so wirklich passiert? Das war ja unmöglich! Einmal hatte „Robinson gar keine Universität besucht, sondern seine gelehrte Conversation nur mit Matrosen und dergleichen Leuten gehabt.“ [5]) Sodann sei doch „diese Historie gleichsam eine Kette von lauter zusammen hangenden Wundern, welche schwerlich so nach allen beschriebenen Umständen paßiret wären.“ [6]) Einige „unbarmhertzige Richter“ wollen sogar das „eyffrig gesuchte Werck“, weil es aller Wahrscheinlichkeit zuwider sei, für eine „monströse Hirn-Geburth und annehmlichen Traum ohne wahre Deutung ansehen, oder wohl gar vor lustige, doch höfliche Lügen halten.“[7]) „Der Verfasser scheine nur das Absehen gehabt zu haben, zu zeigen, wie mancherley und wunderbare Zufälle einem Menschen begegnen könten, und wie viel ihm sein Fleiß und Geschicklichkeit zu helffen vermöchten, wenn er etwan das Unglück hätte, daß er allein auf einer

---

[1]) Grundriß III. 263. (Neueste Aufl.) — [2]) Vorrede zu L I. — [3]) 2. Teil, englisch. [Exemplare der 3 Teile aus den Jahren 1722, 23 in Hamburg.] — [4]) Vorrede zur holländ. Ausgabe. Teil I. — [5]) Vorrede zu L I. — [6]) Vorrede zu L II. — [7]) Vorrede zu L I u. II.

Insul leben müste." [1]) Vön denen, welche den Robinson für auf solche Weise rein ersonnen halten, wird zuerst im Juni und Juli 1720 Defoe als Verfasser genannt.[2]) Und auch der Herausgeber von L. erwähnt, daß „einige einen zu unserer Zeit lebenden Bel Esprit, Daniel Defoe, der sonst gar artige Dinge geschrieben habe, für den wahren Autor dieses Buches halten wollten; er müsse diese Lebens-Beschreibung so nett verfasset oder gar ersonnen haben."

Dagegen nahm man nun auf der anderen Seite alles für bare Münze. Die Geschichte sollte nicht nur von Crusoe selbst „verfertiget" worden sein, sondern auch alle darin erzählten Begebenheiten seien „mit eben den Umständen vorgegangen, wie sie hier beschrieben wären". Einige glaubwürdige Leute hatten, bevor diese Lebensbeschreibung in öffentlichen Druck gekommen war, die Geschichte von Robinson in England erzählen hören, und „wegen ihrer Merckwürdigkeit dessen Bildniß an verschiedenen Häusern als Zeichen angemacht gesehen".[3]) Viele Personen „aus benahmten See- und Handels-Städten" versicherten, sie hätten Robinson Crusoe nach seinen Reisen nicht nur gesehen, mit ihm gegessen und getrunken, sondern auch aus seinem eignen Munde gehört, was in den beiden Teilen seines merkwürdigen Lebens enthalten.[4]) Das war recht gut möglich, da Selkirks Geschichte bekannt genug war, wie wir sahen. Und so, meinte man, sei dem armen Matrosen, der „in seinem verlassenen Zustande die Wunderhand seines Gottes über sich erfahren, der bei fleißiger Lesung der Hl. Schrift ein guter Christ geworden, und sonst mit einem aufrichtigen, muntern und geschickten Naturell begabt gewesen, doch wohl die Fähigkeit zuzutrauen, seine seltsamen Begebenheiten, so wie sie dem Leser vor Augen lägen, zu beschreiben, ob er schon nicht aus dem Orden der Gelehrten gewesen". Wenn einigen das Wunderbare in der Erzählung allzu gehäuft und gesucht vorkäme, so nehme solche Annahme nicht Wunder, da „die wenigsten zu Lande wissen und fast glauben könnten, was den Seefahrenden zum öfftern vor seltzame Wunder begegnen".

Beschränkte, aber nur zu natürliche Anschauungen auf beiden Seiten! Man betrachtet das Werk nicht vom dichterischen Standpunkt, und man konnte es auch nicht. Die Einsicht, daß der Dichter einen Stoff durch die Kraft seiner Phantasie veredeln und künstlerisch

---

[1]) Vorrede zu L I u. II. — [2]) vgl. Neue Zeitungen von gel. Sachen. — [3]) Vorrede zu L I. — [4]) Vorrede zu L II. A. d. Französischen ohne Angabe.

erweitern kann, die Wiedereinsetzung des echt Wunderbaren in seine Rechte blieb einer späteren Zeit vorbehalten. Man legt den hergebrachten Maßstab der gemeinen Wahrscheinlichkeit an den Robinson, aber er will auf die Schöpfung der Phantasie nicht passen. Befanden sich so die nüchternen Gelehrten, denen das Wunderbare nicht in den Kopf will, in einem Dilemma, so wurden sie um so mehr befriedigt, daß der Robinson mit ihrer Anschauung von der notwendigen Moral der Dichtung, die noch so lange gang und gäbe war und sich notwendig entwickelt hatte, überaus zusammentraf. Daß das Enthaltene höchst nützlich sei, darüber waren sich alle einig. Gesetzt auch, das Buch sei nur Fabel, so gehe seinem Wert gleichwohl wenig oder gar nichts ab. Auch „wohl ausgeführte Fabeln und Tichtgebäude haben ihre Liebhaber gefunden". „Homeri fast angebetete Wercke", „Virgilii tief ausgesuchte und ausgesonnene Aeneis", Lohensteins „vortrefflicher Arminius" und des „delicaten Herrn von Zieglers mehr als zu bekannte Banise" werden in einem Atemzuge mit dem Robinson als mehr „nütz- als schädliche Fabeln" genannt, die „allesamt das bekannte Utile et Dulce wohl beachtet haben, und bey einer gesunden Moral der Zucht und Ehrbarkeit nicht zuwider lauffen".[1]) Den Robinson könnte keiner als der „allerliederlichste, und Gott, Gewissen, Religion, Ehrbarkeit und Scham weniger als nichts achtende Debauchante ohne öfftere Bestürtz-, Beweg- und Verwunderung durchblättern".[2]) Der Robinson sei in jedem Falle von Nutzen; man solle „die darinnen gegebene Sitten- und Lebens-Reguln viel lieber zu practiciren suchen",[3]) als über die Entstehung des Werkes zu streiten.

Ganz gewiß ist ja nun die Tendenz der moralischen Wochenschriften im Robinson vorhanden; aber die dichterische Kraft hat sich darüber erhoben und die Moral mühelos aus der Handlung fließen lassen; und zwar unwillkürlich. Denn in für uns unbegreiflicher Weise äußert sich Defoe in der Vorrede zum dritten, ganz tendenziösen Teil des Robinson. Hatte er schon früher gesagt,[4]) daß man seinem Werke den größten Glanz raube, wenn man es seiner frommen und sittlichen Betrachtungen entblöße, so erklärt er hier, daß freilich alle einzelnen Züge der Erzählung wahr seien, daß er aber „dies ungewöhnliche Gemählde einzig und allein zu

[1]) Vorrede zu L II. — [2]) Vorrede zu H I. — [3]) Vorrede zu L II. — [4]) Vorrede zu Teil II. —

des menschlichen Geschlechts Nutzen bestimmt habe. Gedachte erste Volumina hätten diesem ihr Wesen zu dancken. Die Allegorie in seinem Wercke ziele auf die Beförderung der Religion und guten Sitten hin." [1]) Indem Defoe sagt, daß er sein Werk nur mit bestimmter moralischer Tendenz verfaßt habe, versetzt er nach unserm Gefühl dem eigentlichen Robinson einen Schlag ins Gesicht; für uns kann dieser nur frei aus dichterischem Vermögen geschaffen sein. Um so befriedigter waren damals die Gelehrten, für die „nun endlich das Räthsel von den Begebenheiten des Robinson Crusoe" aufgelöst war. „Man darf nicht ferner in den Gedancken stehen, man werde hier einen ungelehrten See-Mann erblicken. Der Autor legt hier die Masque ab und redet als ein Weltweiser und Gelehrter".[2]) Ja, der moralisierenden Zeit erscheint Defoes Werk wohl gar als ein Seitenstück zu Fenelons Fürsten-Erziehungsbuch, als „eine Art von einem bürgerlichen Telemacho,[3]) dessen Zweck dahin gehet, daß er die gemeinen Menschen zur Tugend und Weisheit leiten soll." [2]) In der Folgezeit war man überzeugt, daß nichts wahr sei an der Historie, „die mit Recht unter die wohlausgesponnenen Fabeln" zu rechnen sei. [4])

Der „Streit einiger Gelehrten" über die Wahrscheinlichkeit des Werkes trat aber weit zurück hinter die unerhörte Begeisterung, mit welcher der große Kreis der Leser das Buch aufnahm. Der Robinson erlangte „bei Hohen und Niederen, Gelehrt- und Ungelehrten, Männlichen und Weiblichen Geschlechts so freyen Zutritt, daß er der wenigen gegenseitigen übeln Urtheile gering zu achten brauchte".[5]) Unter „hohen und niederen Standespersonen fand er seine Liebhaber und wurde von denselben sehr gesucht."[6]) Es wird besonders hervorgehoben, „daß vornehme Dames bei Lesung des Buches sich der Thränen nicht hätten enthalten können." [5]) Nach dem früher gesagten kann die Wichtigkeit dieser Bemerkung nicht mehr befremdlich

[1]) Nach der deutschen Übersetzung; Amsterdam 1721. — [2]) Vorrede zu Teil III, 1721. — [3]) Mit Fenelons Telemach (1722 von Talander, 1733 von Faramond übersetzt, N. A. 41) trifft sich Robinson auch in einem der in jener Zeit so bekannten Todten-Gespräche; „Wundersame Erzehlungen aus dem Reiche derer Todten, als Telemaque des Ulysses Sohn und der berühmte Engelländer Rob. Cr. einander daselbst angetroffen" 2c. Nürnberg 1739. Der anderweitige Theil 1740. Das Buch war leider nirgend mehr zu finden. [4]) vgl. Vorrede zum Sächsischen Robinson 1722 und öfter. — [5]) Vorrede zu L II. — [6]) Vorrede zum Englischen Einsiedler (Bibliographie, II. b. 4).

sein. Alle Leser wußten sich eins in der Begeisterung für den Robinson, der ein Lieblingsbuch eines heranstarkenden Bürgertums wurde. Überall sprach man von Robinsons Abenteuern; auch auf Redouten [1]) stellte man ihn dar „in einem über und über rauhen Habit, wie er in Kupfer gestochen zu befinden“. Und daß der Robinson in der That „so viele zärtliche Kenner, dessen, was artig heisset, gefunden“, und „Teutschland seinen Geschmack nicht gantz im Reiche der Todten gelassen hatte“, dafür ist „der ungemeine Abgang“ und „die wiederholten Auflagen der teutschen Übersetzung ein unverwerfflicher Zeuge“.[2])

Es gab übrigens auch Leser, „welche zurückschreckten vor dem langen Aufenthalt Robinsons auf seiner Insel, die nicht Lust hatten, sich mit ihm ganze Jahre abzugeben, eine Höhle zu erweitern, eine Hütte zu errichten, eine Pallisade zu machen, die erst aufatmeten bei Freitags Ankunft“; [3]) für diese wurde schon 1720 durch einen verkürzten Auszug des ersten Teils gesorgt. Er wird bei Sauermann erwähnt, [4]) sonst niemals; jedenfalls erfreute er sich keiner Beliebtheit. Da hielt man sich lieber an den zweiten, auch dem „englischen Engelland“ entstammenden Teil. Natürlich erforderte es Gemüt, sich ganz in des vereinsamten Robinson Denken und Empfinden zu versetzen; viele fanden diese Fortsetzung an Abenteuern reicher, Robinsons Worte hier schöner, seine Schreibart „netter“, weil er eben durch die Erfahrung reifer geworden sei.[5]) Dieser zweite Teil wurde ebenso in weiten Kreisen, wenn auch, wie sich denken läßt, nicht so allgemein gelesen. Grade er macht seinen Einfluß in der Folgezeit besonders fühlbar. Erst in unserm Jahrhundert wurde er mehr ausgeschieden. Dagegen wurde der erste Teil immer mehr Eigentum der ganzen Nation. Der phantasielose Gottsched allerdings, für den der Roman zwar mit „unter die Gattungen der Poesie zu rechnen ist, aber doch bei derselben nur eine von den untersten Stellen einnimmt“,[6]) erwähnt den Robinson nicht. Die

[1]) Sächsische Kernchronik 1721. „Redoute in Dresden“. — [2]) Vorrede zu L I, L II. — [3]) Vorrede zu L II. Aus dem Französischen, Vorrede, Teil II. übers. — [4]) Lebens-Beschreibung des Welt-berühmten Engelländers Rob. Crusoe, worinnen dessen ungemeine Zufälle, und 28 jähriger Aufenthalt auf einer unbewohnten Insul erzehlet werden. Aus dem weitläufftigen Werck in einen kurtzen Auszug zus. gezogen. Franckfurt 1720. — Mir nicht bekannt. — [5]) Vorrede zu Weidmann II. 1721. — [6]) Beiträge zur kritischen Historie rc. St. 6. S. 276. —

Schweizer zeigen ihn in den Discursen der Maler mit kurzen Worten als für eine Damenbibliothek passend an. Je größer der Wandel in den Anschauungen von der Dichtkunst wird, um so mehr erfreut man sich an Defoes Werk. Goethe liest es in seiner Jugend, und Anton Reiser erbaut sich daran; Bürger sehnt sich nach Crusoes Insel, und Voß schwärmt in den Abenteuern des Robinson, dem er gegen die Wilden mit seiner Schlüsselkanone beizustehen träumt. Wer nicht gleich ihm bis auf unsere Tage!

Die Übersetzungen des Buches blieben die alten, bis Defoes Werk eine neue allgemeine Begeisterung entfachte. Im Ausgange des 18. Jahrhunderts, dem klassischen Zeitalter der Pädagogik, fing man auf Rousseaus Anregung alsbald an, den Robinson in pädagogischer Hinsicht umzuarbeiten. An dieser Stelle kann nicht näher darauf eingegangen werden. Gleichzeitig, 1779—80, erschienen Wezels und Campes Umgestaltungen, um deren Priorität sich ein längerer Streit erhob. Ein Heer solcher Bearbeitungen folgte auf dem Fuße nach, die sich bis weit ins 19. Jahrhundert erstrecken. Wurde Campes Buch mit ausgesprochener Absicht, Wezels wider Meinung zu einem Gegengift gegen „die herrschende epidemische Seuche der Empfindsamkeit“ und deswegen freudig begrüßt,[1]) so glaubte man nun mit Recht, daß der Robinson in seiner ursprünglichen Gestalt das allerbeste Mittel gegen diese „Nationalkrankheit“ sei. Man wollte sich auch lieber die Moral selber machen und weniger durch Unterbrechungen ermüdet werden.[2]) Es wurden die veralteten Übersetzungen nun endlich aufgegeben und eine neue kam 1782, 83 heraus.[3]) Seitdem sind zahllose neue Übertragungen erschienen.

IV.

Die Robinsonaden bis zur Insel Felsenburg.

Der außerordentliche Einfluß des Robinson äußerte sich in einer so großen Anzahl von Nachahmungen, wie sie kein anderes

---

[1]) Hallesche gelehrte Zeitung 1779. „Wezels Robinson.“ — [2]) Hallesche gelehrte Zeitung 1782. „Leben und außerordent. Begebenheiten des Rob. Cr.“ — [3]) vgl. Bibliographie I, 6.

Buch in Deutschland auch nur annähernd erreicht hat. Die Ankündigung des Amsterdamer Buchhändlers,[1]) daß man, „nachdem das Leben des Robinsons viele Liebhaber gefunden, diesen zu Gefallen ein ander Werck, so mit des Robinsons Begebenheiten eine grosse Gleichheit habe, nämlich „Lustige und seltsame Lebens-Beschreibung Peter von Mesange“ ꝛc., ins Teutsche hätte übersetzen lassen“, wird gleichsam das Signal für eine hereinbrechende Flut von Robinsonaden, deren breiter, voller Strom erst gegen Ende des Jahrhunderts allmählich versiegt. „War vorher keine Messe, da man nicht von Liebesromanen etwas neues in den Catalogis erblickte,“ so vergeht jetzt kein Jahr, auf dessen litterarischen Markt nicht einige solcher Bücher gebracht oder in neuer Auflage gesandt werden. Es erschienen der Nachahmungen Defoes so viele, „daß man den Rhein und die Elbe damit zudämmen könnte;“[2]) und empört meinte eine spätere Zeit, „daß Deutschland einst von Robinsonen als einer wütenden Pest heimgesucht worden sei.“[3]) „Die Deutschen waren kaum mit Durchlesung des englischen Werkes fertig; so theilte jede kleine Landschaft einen Abentheuer-vollen Robinson aus;“[4]) und 1726 sind „die Buchläden mit soviel Robinsons angefüllt, daß fast die meisten Länder eine Historie von einem ihrer Landsleute unter diesem Titel aufweisen können.“[5]) Der Name Robinson wurde damals „bei der curieusen Welt so beliebt, daß man fast keine Lebens-Beschreibung in den Buchläden antreffen konnte, da er nicht seinen Namen herleihen mußte.“[6]) Was in irgend einer Weise mit dem Lieblingsbuch zusammenhing, wurde kritiklos und begierig aufgenommen; „jeder kauffte sich so eine Robinsonische Haus-Postille und ergötzte sich daran.“[7]) Natürlich beeilten sich die Buchhändler, dem Verlangen des Publikums, welches nach etwas dem englischen Werke ähnlichem dürstete, Genüge zu leisten. Sie sahen, welch großen buchhändlerischen Erfolg Defoes Werk hatte, bei dem „sich kein Verleger beschweren durfte, daß es zu Maculatur geworden wäre.“[8]) Es ist in der That etwas Wahres daran, wenn der Übersetzer des Gil Blas erklärt, er habe den Titel „Spanischer Robinson“ gewählt,

---

[1]) Am Ende des Inhaltsverzeichnisses vom 3. Teil des Rob. Crusoe. 1721. — [2]) Zwey Westphälische Robinsons, 1748. Vorrede. — [3]) Jenaische Zeitung von gel. Sachen. 1779. „Bibliothek der Romane.“ — [4]) Vorrede z. Poln.-Preuß. Rob. 1736. — [5]) Vorrede z. Spanischen Rob. 1726. — [6]) Vorrede z. Moral. Rob. 1724. — [7]) Vorrede z. Poln.-Preuß. Rob. — [8]) ebenda.

weil eine solche Bezeichnung nun einmal Mode sei, und dem könne er sich nicht entziehen. Auch der Autor des Medizinischen Robinson mußte sich „schlechterdings nach dem Geschmack jetziger Zeiten richten. Wenn er nicht wüßte, daß sich noch nicht alle an dergleichen Schriften satt gelesen hätten, so hätte er auch diese Niemandem vorsetzen und eine Robinsonnische Brühe darüber machen wollen.“ Das wird eine leere Ausrede, um so mit den Büchern Erfolg zu haben. Alles sollte ja Robinson heißen und war dann sicher gelesen zu werden; so wurde der Name in großartigem Maßstabe spekulativ ausgebeutet, und Altes und Neues, Fremdes und ganz Fernliegendes unter diesen Titel gebracht. „Es schien fast, als ob dieser sonst unbekandte Nahme, nunmehro zu einer rechten Schmincke werden wolte, damit entweder die Herren Buchhändler oder auch die Herren Autores selbst ihre Arbeit zu bestreichen und den Abgang derselben zu befördern bemüht sind.“ Und der, welcher in diesen Worten seiner Entrüstung Ausdruck giebt, „daß Robinson zu einem rechten Charlatan gemacht werde, der alles aus sich machen lassen müsse,“ der Verfasser des Moralischen Robinson, erklärt einfach für sich selbst, „er bitte sich aus, daß Niemand fragen möge, warum auch er seinen Blättern einen gleichen Titel gegeben; er werde die Wahrheit doch nicht sagen.“

Die Nachahmung Defoes äußert sich vorwiegend nach einer bestimmten Seite hin. Die durch den Robinson plötzlich in ganz unerhörter Weise in Anspruch genommene Phantasie hatte mit ihm in weiter Ferne geschweift und in vollen Zügen dort die Freiheit und Unabhängigkeit genossen, um so begieriger, als man diese Fessellosigkeit in Wahrheit im Leben nicht kannte. Der Roman ward jetzt das Asyl, wohin man flüchtete. Wer schweifte nicht gern auch als ein Robinson umher, in der Ferne oder im eignen Lande, ungebunden und frei von allen Banden bei aller eignen Gebundenheit! Robinson nimmt, gemäß dem 2. Teil des beliebten englischen Werkes „bey den Teutschen die Bedeutung an, die sonsten das Frantzösische Wort Avanturier hat, welches einen Menschen anzeiget, der in der Welt allerhand aufferordentlichen Glücks- und Unglücksfällen unterworffen gewesen.“ [1]) Wer viele „verwirrte Händel in seinem Leben gehabt hat,“ wie der eine der 2 „Westphälischen Robinsons“, [2])

---

[1]) Vorr. z. Sächs. Robinson. — [2]) s. diesen; S. 287. (1748.)

„kann sich wohl mit gutem Recht einen kleinen Robinson nennen." Es wird dieser zum Typus eines unstät umherstreichenden, „vielen seltsamen Fatis unterworfenen" Menschen, wie ihn nun jedes Land zuerteilt bekommt, viele Städte und Gewerke. „Weil die Herren Buchhändler sich mit so vielen Robinsons in ihren Handlungen schleppen müssen, hat der Verfasser des Buchhändler Robinson vermeynet, er thäte nicht unrecht, wenn selbigen zu Liebe ein aparter Robinson geschrieben und dedicirt würde." Das eigentliche Robinsonmotiv tritt in den Hintergrund; selten erscheint es noch in weiterem Umfange wie bei Defoe, sonst ab und zu noch im ganzen 18. Jahrhundert als interessante Zugabe, aber eben nur als solche, kurz und episodenhaft. Im allgemeinen aber war man der Ansicht, daß „eine schmälich- und entsetzlich-ausgestandene Türckische Gefangenschafft ein so lesenswürdiger Zufall sey, als die Strandung an einer wüsten Insel. Allermaßen sich in Gesellschafft vieles in utramque partem ventiliren, aber beydes gar sehr kümmerlich ausstehen und überwinden lasse, auch viele tausend bereits in den ersten Lehr-Jahren darinnen crepiret." [1]) Man sieht schon aus dieser Auslassung, in welche Hände die Robinsonaden zumeist gerieten; wir kommen später eingehender darauf.

So zieht das englische Werk eine ganze Litteratur hinter sich her. Wir haben im 18. Jahrhundert etwa 60 Robinsone; einen Holländischen, Deutschen, Französischen, Italiänischen, Schwedischen, Spanischen, Russischen, Portugiesischen, Dänischen, Oesterreichischen, Ungarischen, Neuen Französischen Robinson; daneben — die Länder Europas reichen nicht mehr zu Titeln aus — einen Amerikanischen, Persianischen, Isländischen. Wir finden ferner einen Sächsischen, Schlesischen, Schwäbischen, Ostfriesländischen, Pfälzischen, Brandenburgischen, Fränkischen, Niedersächsischen, Polnisch-Preußischen, Harz-Robinson, zwei westphälische Robinsone, einen Leipziger, Hamburger, Mediziner- und Buchhändler-Robinson; ja, wir begegnen einem Unsichtbaren und einem Brüderpaar Robinson, einer Jungfer Robinsone; Robunse und Robinsgen, eine Europäische Robinsonin und Europäische Robinsonetten bleiben nicht aus. Dazu kommen etwa 20 Avanturiers — das Wort bedeutet dasselbe, wie Robinson, nur tritt das insularische Motiv nie hervor; es findet sich in solchem

[1]) Vorrede zum Schlesischen Robinson. 1723.

Sinne übrigens auch unter den Nachahmern des Moscherosch —; es giebt einen Russischen, Asiatischen, Dänischen, Schweizerischen, Holländischen, Siebenbürgischen, Bremischen Avanturier, eine Deutsche Avanturiere u. s. w.; dazu kommen endlich alle jene Nachahmungen, die keinen von diesen Namen an der Stirne tragen: die seltsamen Lebensschicksale bis zu den „merkwürdigen Lebensumständen Elias Bendels“ (1770), „Robert, dem einsamen Bewohner einer Insel im Südmeer“ (1792), den Begebenheiten einer „adligen Pachterstochter“, „eines Hirtenbubens“ (1772), einer „Kosackischen Standesperson“ (1779), oder „eines Uhrmachers“ auf einer unbewohnten Insel (1770). Alle diese Abenteurererzählungen zu überschauen, die wenigstens indirekt durch Defoe sämtlich angeregt sind, ist ganz unmöglich. Man muß sich natürlich darauf beschränken, aus der großen Schar das zu betrachten, was nach Titel (Robinson oder Avanturier), Vorrede oder Inhalt in einem ersichtlichen Zusammenhange mit dem Urbilde steht. Und das ist schon außerordentlich mühsam. Nicht allein, weil die Bücher überall hin zerstreut sind, sondern auch weil jene Produkte, die dem Titel nach keine Verwandtschaft mit den Robinsonaden offenbaren, alle auf ihren Inhalt geprüft werden müssen. Wer sieht einem Buch, wie „das Land der Inquiraner“ an, daß es durch und durch eine Robinsonade ist, zumal es nie als solche erwähnt ist; denn die Angaben über die in diesen Kreis gehörigen Werke sind ganz unzureichend. Alle auf die angegebene Art umgrenzten Robinsonaden in den Kreis dieser Arbeit zu ziehen, würde viel zu weit führen. Sie sollen hier nur bis zur Insel Felsenburg einschließlich behandelt werden, und zwar deswegen, weil nur durch ein genaues Eingehen auf ihre Vorgänger diese wichtigste deutsche Nachahmung, ins rechte Licht gerückt werden kann, und ferner weil, wenn diese bestimmte Gruppe ausführlich betrachtet wird, sich hiermit schon ein Überblick und eine sichere Unterlage für eine spätere leichtere Bearbeitung der übrigen Robinsonaden ergeben wird. Bis zum Jahre 1731, dem ersten Bande der Felsenburg, sind dieselben also eingehend behandelt; die zwischen 1731 und 1743, dem Erscheinungsjahr des letzten Bandes, liegenden sind in der angehängten Bibliographie mit aufgeführt. Sie mußten sämtlich hervorgesucht und auf einen Einfluß auf die letzten Teile der Felsenburg — der sich indessen nicht ergeben hat — geprüft werden. Die in der Bibliographie mit Sternchen versehenen

Werke waren trotz aller Mühe nicht mehr aufzufinden.[1]) Ob ein „Schlaraffenländischer" Robinson, der einmal ganz unsichere Erwähnung findet,[2]) je unter die Presse gekommen ist, wird sehr zu bezweifeln sein. Was die Hilfsmittel für die Bearbeitung der Robinsonaden angeht, so ist Hakens erwähnte „Bibliothek der Robinsone" von großem Werte; sie enthält einzelne vortreffliche Auszüge und registriert minderwertiges. Doch ist sie ganz unvollständig, im einzelnen oft ungenau und giebt eben nur Inhaltsangaben. Über die ganze Gattung hat dann Hettner[3]) gehandelt, dessen kurze, vielfach unrichtige Darstellung gebührend von allen, welche Bemerkungen über die Robinsonaden gemacht haben, ausgebeutet worden ist. Nur die Insel Felsenburg ist auch andrerseits einer eingehenden Betrachtung gewürdigt. In einer sehr verdienstlichen Arbeit hat Adolf Stern[4]) zuerst die Lebensverhältnisse Schnabels, des Verfassers derselben, eingehend aufgehellt und das Interesse für sein Werk von neuem erweckt. Philipp Strauch hat sich im wesentlichen darauf beschränkt, Sterns Gedanken zu wiederholen; der einleitende Überblick über die Robinsonaden lehnt sich an Hettner an und ist unrichtig, bisweilen unverständlich.[5])

Im wesentlichen kann man 2 Klassen der *deutschen* Nachahmungen Defoes unterscheiden. Eine *kleinere*, die mit der Felsenburg anhebt und uns daher erst später zu beschäftigen haben wird, *bildet das Robinsonmotiv in einer eigentümlichen Weise weiter aus*. *Ungleich größer* ist die andere Klasse, die der „*rein abenteuerlichen*" Robinsonaden, mit der wir es zunächst einzig zu thun haben, und die im folgenden auch wohl schlechthin „Robinsonaden" genannt ist. Eine genauere Einteilung

[1]) Es sei hier für die Bibliographie bemerkt, daß im Teil II genauere bibliogr. Angaben nicht gemacht sind. Abgesehen davon, daß einzelne ganz in großen Lettern gedruckte Wörter klein gegeben sind, wurden die Titel genau verzeichnet, Kopf und Jahreszahl derselben der Übersicht halber im Druck hervorgehoben. Es kam mir vorzüglich auf eine genaue erste Sammlung dieser Robinsonaden und ihre Bearbeitung an; vor allem aber erfuhr ich während der Arbeit, daß seit langem an einer größeren Defoe-Biographie gearbeitet wird, die diese ganze Bibliographie genau bringen wird. Eben deswegen ist auch eine bibliograph. Übersicht über die nachfolgenden, schon reichlich gesammelten Robinsonaden zunächst unterblieben. — [2]) Vorrede zum Moral. Robinson. — [3]) Der genannte Vortrag und Litteraturgesch. III. 329 ff. — [4]) „Der Dichter der Insel Felsenburg." Histor. Taschenbuch, V. Folge, Jahrg. 10, 319 ff. — [5]) Deutsche Rundschau, Jahrg. XIV. Heft 12, 379 ff.

derselben wird sich nach den Stoffgebieten ergeben. Die zahlreichen fremden Werke schließen sich den deutschen ihrem Charakter nach an. Wir haben bis 1731 25 Robinsonaden.

Jedoch 4 unter ihnen, die nicht deutschen Ursprungs sind, jetzt übersetzt oder in neuem Gewande auf den Markt gebracht wurden, müssen vorweggenommen werden. Sie bilden insofern eine Gruppe für sich, als sie ausführlich ein insularisches Leben schildern, und zwar die beiden ersten von ihnen in direkter Nachahmung Defoes das einer einzigen Person; die letzteren nehmen jeder einen besonderen Platz ein und nähern sich in gewisser Weise der zweiten Hauptklasse der deutschen Robinsonaden.

Der aus dem Holländischen 1721 ins Deutsche übertragene Holländische Robinson eröffnet den Zug. Die Lebensgeschichte dieses Schiffbrüchigen, der sich Heinrich Texel nennt, ist in „des Herrn Juan de Posos Beschreibung des mächtigen Königreichs Krinke Kesmes“ [1]) enthalten und soll auch besonders erschienen sein. [2]) Posos erzählt hier von seinen Jugendschicksalen, von seinen Seereisen, auf denen er 1702 mit 13 Begleitern nach dem unbekannten Südlande geworfen wird. (Cap. IV.) Dies war gewissermaßen ein Land der Sehnsucht für kühne Reisende, auf dessen Entdeckung Vlaminck, Dampier u. a. schon vergeblich ausgegangen waren. Man verstand darunter die Länder, „so unter Asien, Afrika und Amerika unter dem Süder-Pol zu liegen.“ Auf der wunderbaren Insel Krinke Kesmes findet Posos ein hochgebildetes Volk mit ganz europäischen Einrichtungen, die ihnen ein Garbon (Inspektor) eingehend erläutert. Auf sein Geheiß kommt ein alter Mann zu Posos und seinen Kameraden, der ihnen seine Lebensgeschichte zum Abschreiben übergiebt. Hier hebt die Erzählung des Holländischen Robinson an. (S. 111—174.) Texel ist 1655 im Dienste der „Compagnie“ als Schiffsjunge nach Batavia gegangen. Von dort fährt er auf dem „Wackren Boten“ aus, um die Trümmer des „Goldnen Drachen“ zu suchen, der das Südland entdecken sollte. Ebenda verirrt sich Texel von seinen Kameraden; er sieht sich plötzlich verlassen und allein auf der Insel, und, bis zum Tode erschrocken, kehrt er sich in dieser „äußersten Not“ zu Gott. Er fällt „auf seine blosse Knie nieder, betet sein Abend-Gebet und das Vater-Unser.“ Messer,

[1]) Der Rob. heißt weder „Tepel“, noch das Land „Keinke K.“, noch der Verf. „Poso“, wie Hettner angiebt. — [2]) vgl. Bibliographie II. a. 2.

Tabacks=Dose, Feuerzeug, Zunderbüchse, Zwieback, Bindfaden, Angeln hat er bei sich; er macht sich eine Hütte von Zweigen und brät sich Fische für den Unterhalt. In seiner insularischen Tracht sieht er Crusoe sehr ähnlich (s. Bild S. 109). Da wird ihm in seiner Einsamkeit eine überraschende Unterstützung. Er findet an einem gekennzeichneten Orte des Strandes eine Kiste eingegraben, die seine Kameraden, nachdem sie ihn vergeblich suchten, für ihn zurückgelassen haben. Hier hat er eine reiche Ausbeute notwendiger Gegenstände. Er kann jetzt auch seine Erlebnisse aufzeichnen. Allabendlich überdenkt er bei einer „Pfeife Toback“ seine Zukunft. Er erbaut sich noch ein Häuschen, und beide „Schlösser“ befestigt uud verproviantiert er wie „Castelle“. Fische fangen und Ochsen schießen ist seine Hauptbeschäftigung; daneben giebt er sich mit allerlei Handarbeiten ab, er macht sich eine Lampe, Kleider, Matten aus Binsen u. s. w. Bei einem Sturm treibt ein Teil eines gescheiterten Schiffes, nebst unzähligen Kisten und Kasten ans Land. Eine englische Dogge, die er allein noch lebendig vorfindet, wird zu seinem „Träger“, um alle die Geräte und Lebensmittel in seine Festung zu schaffen. Jetzt führt er ein „recht königlich Leben“ und „hat auch Gesellschaft an seinem Hunde“. Aber nachdem er nun geraume Zeit „sehr ruhig gelebt und wenig mehr an das Vaterland gedacht“, entdeckt er, als er von dem Hügel seiner Wohnung mit einem Perspektiv Umschau hält, an der Küste Menschen, was ihm „sowohl Furcht als Hoffnung einjagt.“ Er verschanzt sich in seinem Castell und verteidigt sich zweimal mittels seiner Schießwaffen mit Erfolg gegen die Südländer, die zu Hunderten heranrücken. Er muß jetzt beständig auf der Hut sein. Als er aber bei einem Rekognoszierungsgange am Ufer entschläft, dringen die Wilden in sein Castell, er selbst wird gefangen und nach achttägigem Marsch unter allgemeinem Jubel in die Hütten der Kaskes gebracht. Als diese von den Einwohnern von Krinke Kesmes angegriffen werden, wird Texel befreit und von dem siegreichen Könige wohl aufgenommen, da er holländisch spricht. Er wird „ein El-ho, ein Frey=Mann“ und bleibt dort als Sprachmeister.

Nach dieser Episode nimmt die Beschreibung des Südlandes ihren ausführlichen Fortgang. Posos muß bald zurück und soll auf Geheiß des Königs nicht wiederkommen, weil das Land nicht bekannt werden soll. Die Schilderung desselben ist ganz wunderlich und abenteuerlich, mit Reisebeschreibungen und gelehrten Abhand=

lungen verquickt. Der große Staat Krinke Kesmes, in dem nur Weiße wohnen, wo alle Europäischen und Asiatischen Sprachen geredet werden, wo die weiblichen Studenten gegen die männlichen seitenlange Dispute (S. 83 ff.) über „das Wesen der Seele" halten, schwebt ganz in der Luft. Dagegen kann Texels Lebensgeschichte recht gut auf Erlebtem beruhen. Obschon kurz, ist sie sehr anschaulich und plastisch geschrieben, bewegt sich wie ersichtlich ganz im Rahmen des englischen Robinson, dem sie an Tiefe und Darstellungskunst erheblich nachsteht.

Der englische Einsiedler oder die Begebenheiten Philipp Quarlls[1]) schließt sich als zweites Werk hier an. Dies wird nach einem Manuskript erzählt, welches ein Kaufmann Dorrington von dem Einsiedler selbst erhalten hat. Dorrington entdeckt nämlich auf einer Klippe nahe Mexiko durch einen Felsendurchgang ein wundervolles Land und findet darin eine Behausung und einen 78 jährigen Bewohner. Er speist mit diesem zusammen, und ein Affe bedient sie dabei. Da Quarll sich weigert mit nach England zurückzukehren, so verläßt ihn Dorrington bald und kehrt 1724 heim. Einem andern übergiebt er Quarlls Lebenslauf zur Veröffentlichung. Das folgende, zweite Buch (S. 92—212) handelt nun zunächst von Quarlls Geburt und Auferziehung, seinem höchst abenteuerlichen Leben in London. Es ist möglich, daß hier vom deutschen Herausgeber mancherlei eingefügt ist. Quarll geht endlich auf einem Schiff in die Südsee, an der Küste von Mexiko aber leidet er Schiffbruch und wird oben vom Mast auf einen Felsen geschleudert und so allein gerettet. Als er wieder zu sich gekommen, sieht er jenseits der Felsen auf der Insel eine Gegend mit üppiger Vegetation, wo sich Affen und ihm unbekannte Tiere tummeln. Er kampiert zunächst auf einem Baum, dann errichtet er sich mitten auf der Insel eine Hütte aus Holz und Zweigen, vermittels des allein geretteten Beils. Er verfertigt sich Tisch und Stuhl, ferner Matrazzen aus getrocknetem Gras. Fische und eine Art Wurzeln dienen ihm zur Nahrung. Eine ziemliche Zeit verstreicht, bis er am andern Strande noch Überreste des Schiffes, Segel und Kisten mit allen möglichen Dingen vorfindet. Von jetzt ab schreibt er sein Journal auf. Mit neuen Hilfsmitteln wächst sein Mut und sein

---

[1]) Bibliographie II. b. 4.

Erfindungsgeist. Er legt eine Küche neben seiner Hütte an, umzäumt einen Garten, in dem er Wurzeln pflanzt, fängt sich Tiere, eine Gattung Antilopen, und zähmt sie. Mit einem höchst mühevoll verfertigten Bogen schießt er auf die wilden Vögel, die ihm Fische aus seinem Teiche rauben oder seine Saat zerstören. Aus 7 Erbsen und 3 Bohnen, welche er im Futter seines Zeuges zufällig gefunden, ist diese aufgeschossen. In einem fast künstlichen Felsengewölbe richtet er sich eine Art Kirche ein, in welcher er jeden Morgen seinen Gottesdienst verrichtet. Sein Wohlstand an Früchten und Tieren mehrt sich, und so lebt er 15 Jahre und „übertrifft einen Printzen an Glückseligkeit“. Jeder Winter sucht ihn mit Hagel und Schnee heim; in jedem Jahre aber kündigt sich auch der Frühling herrlicher an, und „die Natur giebt sich Mühe, ihn selbst aus seiner Hütte zu hohlen und ihm ihre vortrefflichen Schätze zu zeigen“. Da wird rauh in sein friedliches Leben eingegriffen. Zuerst kommen Wilde von Californien herüber und berauben ihn heimlich. Dann landen zwei französische Matrosen in einem Boot, die, anstatt ihn zu befreien, wie er meint, ihm alles nehmen und Antilopen und Gerätschaften vor seinen Augen fortführen. Er hindert sie nicht daran, „der Verdienst ihrer That soll ihr Lohn sein.“ Und bald folgt ihnen die Strafe nach. Als sie im nächsten Jahre mit vielen Leuten wiederkommen, um ihm alles zu rauben, scheitert das Schiff nahe dem Felsen; nur ein Junge wird gerettet, für den Quarll, weil er geschickt ist und ihm gefällt, eifrig besorgt ist. Er bringt ihm, dem Franzosen, englisch bei, lehrt ihn, da er nichts von Religion weiß, beten und unterweist ihn im christlichen Glauben. 10 Jahre leben sie einträchtig zusammen. Aber während Quarll jetzt überglücklich ist, plagt den jungen Mann die Sehnsucht nach seinem Vaterlande; als er einst ein Schiff unweit der Insel erblickt, springt er ins Wasser, ohne Abschied von seinem Wohlthäter zu nehmen und schwimmt hinan. Quarll bleibt deswegen ruhig; er ist von der Vorsehung gütig auf seiner Insel bedacht worden. Noch einmal wird sein einsames Dasein durch ein Wesen belebt. Ein kleiner Affe gesellt sich zu ihm, und wird ihm ein treuer Genosse seiner Arbeit. Doch nach kurzer Zeit wird Beaufidell — so nennt er ihn — bei der Verteidigung von Quarlls Garten gegen die übrigen Affen erschlagen. Unter vorahnenden Träumen über die Vorgänge in seinem Vaterlande, in denen ihm

die Zeit als alter Mann erscheint, der ihm weissagt, daß ein „durchlauchtiges Königshaus“ bald Britannien zieren wird, schließt das Memorial 1724 ab.

Ein sehr naher Anschluß an Defoe ist hier überall nicht zu verkennen; es sei nur hingewiesen auf das Entstehen der Saat, das Zähmen der Antilopen, das Leben mit dem jungen Franzosen, die chronikenartige Beschreibung u. s. w. Aber doch ist Quarlls Geschichte reich an neuen und interessanten Einzelheiten und mit ihrer liebevollen Kleinmalerei, ihrer Schilderung der Natur und besonders des ganzen Thun und Treibens des Einsiedlers entschieden eine der allerbesten Nachbildungen Defoes. In Einzelheiten, es sei erinnert an Quarlls Abendgebet, das von dem unsichtbaren Chor, d. h. den ringsum wiederhallenden Felsen wiederholt wird, an sein ruhiges Vertrauen auf die Vorsehung, wenngleich die Schwachheit der menschlichen Natur oft wie bei Crusoe durchbricht, sein Hinausschauen aus seinem begrenzten Kreise in das Leben der Welt, wo er im Großen sieht, was er auf seiner Insel im Kleinen vorfindet, da thut sich ein reiches poetisches Empfinden kund. Doch der entsagende Zug tritt wie in Grimmelshausens Werk hier, im Gegensatz zu Defoe, stark hervor. Zwar gedenkt Quarll, anders wie der Deutsche, seines Vaterlandes häufig und gern, aber er möchte sich, „wenn man ihn auch zum regierenden Kayser des gantzen Erden-Krayses machte, doch niemals mit der Welt wieder meliren“. Er bannt sie vielmehr auf seiner Insel, „wo nichts gehört wird als demüthige Lobes-Erhebungen und freudige Dancksagungen, gänzlich aus seinem Sinn“. Die animose Kritik des Verfassers der Felsenburg [1]) über dies Werk ist einzig zu rechtfertigen in bezug auf die Versicherung des Herausgebers, daß Quarlls Geschichte auf wirklich Erlebtem beruhe. Das ist auch mindestens zweifelhaft. Jedenfalls ist die Erzählung ein englisches Original; wer der Verfasser ist, der sich in der Vorrede als P. L. unterzeichnet, kann nicht angegeben werden.

---

[1]) Insel Fels. Bd. I. Vorrede. „Wer muß sich nicht vielmehr über den Herrn Geschicht-Schreiber P. L. als über den armen Einsiedler Ph. Quarll selbst verwundern, da sich der erstere gantz besondere Mühe giebt, sein, nur den Mondsüchtigen glänzendes Mährlein, unter dem Hute des Herrn Dorington mit demüthigst-ergebensten Flatterien, als eine brennende Historische Wahrheits-Fackel aufzustecken?“

In den beiden letzten hier zu nennenden Robinsonaden wird das insularische Leben einer Gemeinschaft von Personen geschildert; beider Entstehung fällt vor Defoe, und sie tauchen jetzt nur von neuem auf. Schon 1709 war zu Frankfurt und Leipzig erschienen: „Herrn Francisci Laguet, eines Frantzosen und seiner Gefehrten Reisen und wunderliche Begebenheiten nach zweyen unbewohnten ostindischen Inseln.“ Dies ursprünglich französische Werk [1]) wurde 1723 als Französischer Robinson [2]) herausgegeben.

Wie viele Hugenotten muß Franz Laguet als Reformierter 1689 aus Frankreich fliehen, und er wendet sich nach Holland. Mit Unterstützung der Generalstaaten und der Ostindischen Kompanie faßt der Marquis du Quesne, das Haupt der flüchtigen Hugenotten, den Plan, eine Kolonie der französischen Flüchtlinge fern von den Europäischen Lastern zu gründen; die Insel Bourbon oder Eden, nahe Mauritius, wird dazu ausersehen. Zur Rekognoszierung wird die Jacht „Schwalbe“ mit 10 Flüchtlingen vorausgeschickt, die daselbst am 3. April 1691 landet, dann aber weiter fährt nach Diego Ruys oder Rodrigo. Hier bauen sich die zurückbleibenden acht Franzosen — zwei nimmt der holländische Kapitän noch mit zurück — in einem schönen Thale an beiden Ufern eines Flüßchens an. Sie errichten Hütten aus Palmbäumen und Palmblättern; ein großes Haus dient ihnen zum Vorrats- und Versammlungsraum. Sie halten regelmäßige Bet- und Andachtstunden auf ihre protestantische Weise ab und sind „frey von denen der Theologie gantz unnöthigen Streit-Fragen.“ Aber es kommt keine Nachricht aus Holland, die Sehnsucht nach Menschen wird immer größer. Trotz Laguets Vorstellungen beschließen sie eine Barke zu bauen, um nach Mauritius — 160 Seemeilen entfernt — zu fahren. Nach unendlichen Mühen gelingt es ihnen am 22. Mai 1693 daselbst zu landen. Aber dort beginnt unter der Gewalt des tyrannischen Kommandanten Diodati aus Genf, der seiner Unterschlagungen wegen der Kompanie gegenüber von ihnen verraten zu werden fürchtet, eine schreckliche Leidenszeit für sie. Wegen eines Fluchtversuches werden sie alle auf einen wüsten, zwei Meilen in die See hinausgelegenen Felsen aus-

[1]) Voyage et aventures de François Laguet et de ses compagnons, en deux isles desertes des Indes orientales, London 1708. N. A. 1711 und 1720. In Holland 1708 nachgedruckt; ins Holländ. übers. 1708. — [2]) vgl. Bibliographie II. a. 6.

gesetzt. Eine schlechte Hütte ist ihr Obdach, sehr kärglich bemessener Proviant wird ihnen von Zeit zu Zeit zugeschickt. Verschiedene Anschläge von dort zu entkommen mißlingen. Nachdem sie drei Jahre daselbst ausgehalten haben, werden sie — ihre Zahl ist inzwischen bis auf drei herabgesunken — als Gefangene nach Batavia gebracht. Vor dem Staatsrat von Indien wird ihre völlige Unschuld dargethan. Mit der holländischen Flotte gelangen sie am 28. Juni 1698 nach der Heimat zurück, nachdem sie fast 12 Jahre fortgewesen sind. — Laguet soll 1735 in England gestorben sein. Haller,[1] der ihn persönlich kannte, lobt ihn als einen aufrichtigen und schlichten Mann.

Auch seine Erzählung macht durchaus den Eindruck der Wahrheit, und es bedurfte nicht der vielen Versicherungen derselben. Das eigentliche insularische Leben dieser Leute tritt aber ganz zurück, und das Werk trägt vielmehr den Charakter einer beschreibenden Reise. Mit ermüdender Breite und Zuhilfenahme von vielen Abbildungen wird die Beschaffenheit der Insel, seltsame Geschöpfe aller Art, die den Flüchtlingen auffallen, aufs eingehendste beschrieben, Angaben anderer Reisenden mit Gelehrsamkeit widerlegt. Solche Schilderungen, sehr interessant, wenn sie kulturhistorisch werden, wie die Darstellung von Sitten und Zeremonien der Chineser und Japaner in Batavia, füllen den größten Teil des Buches. Ein ausführliches Register am Schluß erleichtert den Überblick. Jedoch ist Hettners Bemerkung, Werke wie der Französische und Amerikanische Robinson seien im Grunde nichts als die alten trocknen Geographieromane Happels, in betreff Laguets Geschichte sehr schwer zu rechtfertigen; auf den Amerikanischen Robinson[2]) paßt sie überhaupt nicht. Beide Robinsonaden sind übrigens ja nicht deutschen Ursprungs, wie Hettner meint. Während in jenen Romanen die geographische Schilderung notdürftig durch eine langweilige Liebesgeschichte zusammen gehalten wird, ist im Französischen Robinson das Band doch weit straffer und die zu Grunde liegende Erzählung interessant, ja dichterisch behandelt. In dem Gegensatz des Lebens der Franzosen auf der glücklichen Insel, wo sie vor allen Anfechtungen der Menschen sicher waren und die Jahre ihnen „wie ein klein güldnes Seculum“ vorkamen, und ihren Leiden, sobald sie wieder in die Welt und unter

---

[1]) Bibliotheca Botanica II. S. 86. — [2]) s. diesen später.

menschliche Willkür kommen, liegt etwas ergreifendes, sodaß der Titel, unter dem das Buch später verkürzt erschien,[1]) wohl gerechtfertigt ist.

Der Kern zum mindesten der abenteuerlichen Geschichte des Joris Pines[2]) endlich ist schon im 17. Jahrhundert vorhanden. Der Vorrede der Neubearbeitung von 1726 nach, ist sie dem englischen Reisebeschreiber Joh. Mockquet[3]) nacherzählt, dessen Erlebnisse französisch 1617, ferner 45 und 65 erschienen und daraus 1688 „gänzlich unzuverlässig und mit großen Erdichtungen, die auf unverschämte Weise eingeflochten wurden," ins Deutsche gebracht wurde.[4]) Jedenfalls wurde damals die Erzählung von Pines hineingetragen oder doch wesentlich erweitert, — falls sie nicht gar schon vor 1688 in einer besonderen deutschen Buch-Ausgabe ausgearbeitet erschien[5]) — und in großen Zügen umfaßte sie damals vermutlich folgendes aus der neuen Gestaltung von 1726: Jobst Sporcks leidet auf einer Fahrt nach Süd-Africa 1589 Schiffbruch bei der Insel St. Laurentii. Nur der Diener Joris Pines rettet sich in einem Boot, mit seines Herrn Tochter, zwei „Dienstmägden" und einer Mohrin an ein Eiland. Aus dem Holz des zertrümmerten Schiffes bauen sie eine Hütte, etwas Vorrat und Gerätschaften haben sie gerettet. Sie nähren sich von Vögeln und Schildkröten. Nachdem sie sich auf der an Vegetation und Tieren reichen Insel, die unter dem 46. Grade südlicher Breite, nahe dem Südlande, liegt, wohnlich eingerichtet haben, leben sie nun in den Tag hinein. Zwischen dem 20jährigen Pines und den 4 Frauen entsteht eine Polygamie. Mit einem Sprunge sind wir 22 Jahre weiter; eine reiche Nachkommenschaft lebt da schon auf der Insel. Von seinen Frauen hat ihm Sara Sporcks 9,

---

[1]) Laguet und seine Gefährten. Eine rührende Seefahrergeschichte. 1792. — [2]) Bibliographie II b. 3. — [3]) Vielmehr Franzose von Geburt; vergl. Beckmann, a. a. O. II, 103 ff. — [4]) „Wunderbare, jedoch gründlich- und wahrhafte Geschichte und Reise-Begebnisse in Afrika, Asia, O. und W. Indien von Jan Moquet; übersetzet und entdecket durch Joh. Georg Schoch." Lüneburg bey J. G. Lippers. — s. Beckmann, a. a. O. S. 113 ff. — Haken, der auch diese Ausgabe anführt (a. a. O. IV, 129), fügt hinzu daß Ziegler im „Historischen Labyrinth der Zeit", S. 663 ff., einen Auszug von den Erlebnissen des Pines gegeben habe. — [5]) Schnabel (Vorrede zur Felsenburg, I) erwähnt die „Geschichte von Pines" vom Jahre 1667; wahrscheinlich irrig für die 1688er Ausgabe, die ohne Jahr, aber in der Vorrede 1688 unterschrieben ist. Vgl. Beckmann, a. a. O.

Maria Engels, Elisabeth Trevors und die „Mohrin“ Philippa Fez je 6 Kinder geboren. Diese heiraten unter einander. Die Bevölkerung dehnt sich mehr und mehr aus, so daß sie noch eine Kolonie an der andern Seite der Insel anlegen. Als Pines 60 Jahre zählt, sind es schon 565 Seelen. Geschwisterheirat wird jetzt verboten, Vielweiberei dagegen ist erlaubt. Für alle hinterläßt Pines Anordnungen und Gesetze, die Insel vermacht er im Testament den ältesten vier Söhnen; sie wird in vier Landschaften, zu je 6 Meilen, geteilt: „Klein-England“, „Neu-Georgien“, „Philippinien“, „Klein-Irrland“. Die Insel heißt „Pines-Eyland“, das Volk die „Pines“. Nach den 4 Frauen werden die 4 Geschlechter die: „Englischen“, „Sporcken“, „Trevors“ und „Philippiner“ genannt. Pines stirbt 1650, 90 Jahre alt, und übergiebt vor seinem Tode die Geschichte, die er bisher mit eigner Hand geschrieben hat, seinem ältesten Sohne.

Diese erste Erzählung, — eine eigenartige Erweiterung eines insularischen Lebens, worauf wir zurückkommen — die nur etwa 70 Seiten umfaßt, ist vollkommen abenteuerlich und ohne jede Anschaulichkeit dargestellt, ist nun aber dazu durch diese neue deutsche Bearbeitung vom Jahre 1726 — sie stammt sicher nicht aus dem Englischen, wie auf dem Titel steht — auf über 400 Seiten und damit zu einem entsetzlichen Machwerk angeschwollen. Schnabels Kritik kennzeichnet dasselbe am allerbesten: „Die Geschicht von Joris oder Georg Pines hat seit ao. 1667 einen ziemlichen Geburths- und Beglaubigungsbrief erhalten, nachdem aber ein Anonymus dieselbe aus dem Englischen übersetzt haben will, und im Teutschen als ein Gerichte Sauerkraut mit Stachelbeeren vermischt, aufgewärmt hat, ist eine solche Ollebutterie daraus worden, daß man kaum die gantz zu Matsche gekochten Brocken der Wahrheit, noch auf dem Grunde der langen Titsche finden kann.“ Pines hinterläßt seinen Töchtern eine Schrift: „Das Leben und Wandel des Europäischen Jungfer-Ordens“, die fast 3/4 des ganzen Werkes einnimmt. (S. 52—320.) Nach dem Tode des Pines werden die Erlebnisse seiner Söhne Peter, Martin, Jakob erzählt und in Swifts Tonnenmärchen gekleidet, das völlig verstümmelt und gereckt wird. Dann geht es ins Fabelhafte, bis eine ganz verworrene Abhandlung über die „Beschaffenheit der Einwohner und Landes-Art auff der Insul Pines“ (S. 388 — z. Ende), die 1692 über 20000 Einwohner hat, das Buch beschließt. — Auch diese neuen Zuthaten sind noch zu berühren.

In den deutschen Nachahmungen nun und den übrigen ihnen eng verwandten fremden Werken ist die Darstellung eines insularischen Lebens meist aufgegeben. Bis zum Jahre 1731 findet es sich nur im Deutschen,[1] Sächsischen,[2] Schwedischen[3]) Robinson und in der Geschichte des Herrn von Lydio;[4]) eigenartig und später zu erwähnen im Lucianischen Robinson; ganz kurz und wenige Zeilen umfassend im Amerikanischen und Schlesischen Robinson, wenn die kleine Erzählung von drei Seiten im zweiten Teil des letzteren überhaupt als ein Robinsonleben in Betracht kommen darf. Es wird da bei Beschreibung der Insel Hispaniola von einem Knecht erzählt, der aus Furcht vor seinem Herrn, dem er entlaufen ist, 14 Monat in einem großen Busch lebt; nur ein Hund ist bei dem Flüchtling, der ohne den Besitz eines einzigen Instrumentes sich von rohem Fleisch nähren muß. Verwildert, in Lumpen gehüllt, ein blutiges Stück Fleisch auf dem Rücken treffen ihn Bukaniers, Jäger die ihn mitleidig von seinem tyrannischen Herrn loskaufen.

Behauptet das Robinsonmotiv im Sächsischen Robinson (I. Teil 239—358) noch einen verhältnismäßig großen Platz, so beschränkt es sich im Deutschen auf ca. 40 (Cap. XII, 188 ff. und Cap. XIV, 218 ff.), im Schwedischen Robinson auf ca. 60 Seiten (360 ff.), bei Lydio auf ca. 80 (Teil I, 140 ff. und Teil III, 107 ff.). Die Helden werden mitten aus ihren Abenteuern herausgerissen und an eine unbewohnte Insel geworfen. Bernhard Creutz, der „Teutsche" Robinson, leidet Schiffbruch, als er auf einem Orlog-Schiffe von Bergen nach Deutschland zurückkehren will. Auf einem Stück des Mastbaums, „als auf seinem Pegasus" treibt er ans Land. Der Sächsische Robinson wird in einem Seegefecht im Mittelmeer gefangen; doch kaum ist er auf das feindliche Schiff gebracht, als sich ein furchtbarer Seesturm erhebt. Das Schiff zerschellt, und Wilhelm Retchir wird „auf einer spanischen Wein-Pippe, wie auf einem Pferde reitend" gerettet und an eine Insel verschlagen. Das Schiff des Schwedischen Robinson fliegt in der Nähe des Kap in die Luft, und Landkron scheitert mit einer Anzahl Personen an einem Felseneiland. Zweimal erscheint ein solcher Schiffbruch in der Geschichte des Herrn von Lydio. Dieser wird (in Teil I) auf

[1]) vgl. Bibliogr. II a. 3. — [2]) ebenda II. a. 4. — [3]) ebenda II. a. 15. — [4]) ebenda II. b. 6.

der Seefahrt von einem „greulichen Sturm“ überrascht. „Das Schiff stiesse mit entsetzlichem Krachen und Geprassel auf eine verborgene Stein-Klippe und borste mitten von einander, so daß Lydio ohnversehens über Boord kame, und von allen seinen Leuten und Bagage getrennet wurde.“ Aber zu seinem Glück „hält er ein Stück Holz fest in der Hand und läßt sich darauf von den unbarmhertzigen Wellen hin und her bis zu einer Insel treiben.“ Im dritten Teil werden die Erlebnisse Selindens und Leonorens, der Diener Lydios, erzählt. Sie wurden bei eben demselben Schiffbruch an eine andere wüste Insel geworfen und retten sich, indem sie ihr Leben auf einer „ledigen Bier-Tonne“ den wütenden Wellen anvertrauen. Diese zweite Strandung fällt übrigens nach 1731 und dem ersten Bande der Felsenburg, durch den sie stark beeinflußt ist.

Nur zwei Zuthaten haben die deutschen Nachahmer dem insularischen Bilde Defoes hinzugefügt und zwar gleich, ohne durch die erst besprochenen fremden Werke beeinflußt zu sein. Neue Züge mußten ja hinzutreten, sollte das Motiv interessant bleiben. Das erste ist, daß man auf der betreffenden Insel schon vor dem eigentlichen Helden einen Menschen ein Robinsonleben führen läßt; durch ihn versorgte man den Schiffbrüchigen gleich passend mit allem Notwendigen und enthob sich der Schwierigkeit, ihn erst alles einzeln herstellen oder erfinden zu lassen. Dieser Vorläufer lebt noch, wenn der Held die Insel betritt, oder aber er ist schon tot und hat Aufzeichnungen für seinen Nachfolger hinterlassen. So gleich im Deutschen Robinson. Bernhard Creutz oder „Crucé“, so genannt, weil ihm die Mutter beim Abschied das Mal ihres Halskreuzes aufgedrückt hat, ist ein uneheliches Kind. Zur Strafe wird die Mutter mit seinem Vater, dem Mönch Capernoster, und einem Mitschuldigen Osofur auf die „Teuffels-Insul“ ausgesetzt. (Cap. II.) Auf eben diese Insel wird später Bernhard verschlagen. Er stößt an eine unterirdische Höhle, worin er einen Mann mit langem Bart sitzen findet. Als er ihn berührt, fällt er in Asche; es ist sein Vater Capernoster. Seine dort liegenden Papiere besagen ihm, daß dieser hier drei Jahre gelebt hat. Die wohl eingerichtete Hütte des Gestorbenen, die mit Gänsen und anderem mehr versehen ist, dient ihm zum Aufenthalt. Creutz lebt hier 3 Monate, — ohne übrigens je seine sich gleichzeitig auf der Insel befindende Mutter zu sehen — bis ein Schiff erscheint. — Dem Sächsischen Robinson begegnet sehr bald nach seiner Strandung

ein „langer, hagrer, eißgrauer Mann, mit einem großen, breiten Barth.“ (Dargestellt auf dem Titelbild.) Wilhelm erschrickt erst vor ihm, folgt ihm dann aber mutig in seine Hütte nach, wo ihn ein vorzügliches Mahl erwartet. Fast zwei Jahre leben sie zusammen in Arbeitsamkeit und Frömmigkeit. Dann erst erzählen sie sich gegenseitig ihre Schicksale. Der „alte Vater“ ist aus Spanien gebürtig, hat Abenteuer aller Art gehabt, bis er an diese Insel verschlagen ist. Sein Robinsonleben, von dem er sehr genau berichtet, währt hier schon 28 Jahre; er ist erhalten durch die Kraft eines wohlthätigen Krautes.

Ein zweites neu hinzutretendes Moment ist, daß man Frauen mit auf die Insel versetzt. Die Situation gewann dadurch natürlich sehr an Interesse. Sicherlich ist dies durch Anlehnung an Defoes zweiten Teil hinzugefügt; es kommen da ja Frauen in den kleinen Inselstaat, die von den Engländern ausgelost werden. Im Deutschen Robinson findet sich auch dies zuerst. Wie erwähnt, kommt Creutz' Mutter mit Capernoster und Osofur auf die Insel. Die Begebenheiten daselbst erzählt sie hernach ihrem Sohne. (Cap. XIV.) Ein Zwist zwischen Capernoster und Osofur wegen des Anrechts auf die Frau entsteht; sie selbst tötet den Osofur und lebt nun mit dem anderen, wie „Adam und Eva“, bis dieser stirbt. Der Schwedische Robinson, Landkron, bleibt, nachdem 6 seiner 9 Leidensgefährten gestorben sind, allein auf der Insel mit dem Prediger Crusius und der „gewesenen Türckin“ Catharina zurück. Der Prediger wird bald durch den Blitz erschlagen; Landkron weilt mit ihr noch 8 Jahre auf der Insel. Die näheren Schicksale dieser werden uns aber besser bei der Felsenburg beschäftigen.

Abgesehen hiervon — mehr kommt im wesentlichen auch in der Folgezeit in den so episodenhaft eingefügten Erzählungen des insularischen Lebens nicht hinzu — bewegen sich die Verfasser ganz in den vorgeschriebenen Grenzen, d. h. in Defoes Gleisen. „Sobald ein Robinson auf einer wüsten Insel ist, so hat er ein Schema von Handlungen und Abentheuern vor sich, aus dessen Gleisen er nicht ausbeugen wird. Er säet, pflanzt, erntet, weint, betet, baut Hütten, zieht Heerden, Schiffe scheitern in der Nähe seiner Insel, Fässer und Ballen treiben ans Land, damit er sie plündern kann, es ist ein heiliges Einerley!“ [1]) Sobald es für gut gehalten wird, kom-

[1]) Reichard, Bibliothek der Romane. 1775 ff. Band II.

men Kisten und Kasten mit vielen Vorräten angeschwommen. Lydio watet, wie Crusoe, nach dem zerschellten Schiff, aus dem er auf einem Floß mancherlei herüberholt; bald dünkt er sich, wie dieser, ein „Groß-Mogul" zu sein. In der Nahrung spielen wie bei dem Engländer besonders Schildkröten eine Rolle. Der betreffende Robinson schießt, wie Crusoe, unter die Vögel, die über seine Saaten herfallen, er backt Brot, kocht, kurz, er lernt alles durch die Not, „wovon er vorher keine Ahnung hatte". Auch Gott erweist er seine Schuldigkeit mit reichlichen Stoßseufzern und Gebeten. Jährliche Fast- und Bettage, die nach einem selbstverfertigten Kalender eingehalten werden, fehlen, wie beim Engländer, nicht. Im übrigen leben diese deutschen Robinsone höchst gemütlich in den Tag hinein, sie werden von Feinden nicht belästigt. Sie wissen bestimmt, daß sie noch einmal gerettet werden und trösten sich darum leicht. „Wahre Gedult ist das beste Schild in einem unglücklichen Verhängnis; es hilft nichts, daß wir über unser Creutz murren, und uns ungedultig erweisen." Von Angelegenheiten des inneren Menschen ist eigentlich nie die Rede. Man spottet auf der Insel über die „närrische Welt, die nach Eitelkeiten rennt", weil man „hier in stiller Ruhe und ohne grosse Sorge subsistiren", d. h. „Gott die Zeit mit Faullentzen abstehlen" kann. Eine grimmige Verachtung des etwa geretteten Geldes, „dieses unnützen Quarks", — man ist aber doch gewissenhaft genug, es aufzubewahren — wird stereotyp dem englischen Robinson nachgebildet. Im ganzen genommen: alles, was bei Defoe wahr und glaubwürdig erscheint, ist hier abenteuerlich, unglaublich, und teilweise ungereimt. Es will noch nicht viel sagen, daß die Insel des Sächsischen Robinson in den griechischen Archipel verlegt wird, von wo er „sich nicht flattiren zu dürffen" meint, jemals zu den Seinigen wieder zu gelangen. Lydio wird dadurch aus seiner Einsamkeit errettet, daß sich bei einem gewaltigen Erdbeben ein Stück von der Hauptinsel ablöst; der Salpeter nämlich, „so mit dem Erdreich der gewesenen Insul häufig vermischt gewesen, ist in Brand gerathen und hat solche auf diese Weise ihren Untergang nehmen müssen". Auf diesem Stückchen Insel, das immer kleiner wird, treibt er davon, bis er nach acht Tagen an Land stößt. Mit Recht meint der Verfasser der Felsenburg, [1]) „er möge die trenchirte Insul des Herrn von Lydio nicht in den Back-

[1]) Vorrede. Bd. I.

Ofen seines physikalischen Gewissens schieben". Das Ungereimte wird im Deutschen Robinson zum Häßlichen. Die Mutter von Bernhard Creutz wird, als sie nach Capernosters Tode allein leben muß, von einem Affen gezwungen, ihm in die Hütte zu folgen und zu gehorchen. Sie erhält 12 kleine Affen zur Bedienung, lebt dort als des älteren Affen Hausfrau und gebiert ihm auch Kinder, bis die Ankunft eines Schiffes sie von diesem Scheusal befreit.

Weitaus die meisten Robinsonaden sehen aber von solch kurzer Behandlung des Robinsonmotivs überhaupt ab. Das Abenteuerliche nimmt man aus dem englischen Robinson und bildet es weiter aus. Die Darstellung von Seestürmen dort, — gleich nach Robinsons erster Fahrt, nachdem er seinen Eltern entlaufen — ferner von Seeabenteuern, ganz vornehmlich Korsarengefechten, wie dieses besonders im zweiten Teil reichlich hervortritt, wird begierig nachgeahmt. Es ist fast keine Robinsonade, in der nicht Seestürme und Seegefechte einander drängen. „Die feurigen Pfeile des erzürnten Firmaments schossen gewaltig, und verursachten einen recht scheußlich und fürchterlichen Anblick, das wilde Meer und ungeheure Wellen wüteten und tobeten so unbarmhertzig, daß sie das Schiff in einem Augenblick biß an den Himmel zu erheben, den andern aber wieder in den allerabscheulichsten Abgrund zu stürtzen schienen" ꝛc. (Lydio, I, 13 ff.) In solchen Schilderungen überbieten die Verfasser einander. Ebenso überall Kämpfe mit Seeräubern und Corsaren! In kleinen Zügen zeigt sich wohl ein Anschluß an Defoe; eigentümlicher Weise werden immerfort Salée'ische Seeräuber erwähnt, als ob sonst keine zu finden wären.

Nach dem Überfall durch die Korsaren bei Salée wird der englische Robinson in die Gefangenschaft der Mohren geschleppt; er entrinnt ihr durch seine Flucht mit Xury. Das war besonders interessant und passend, weiter ausgebeutet zu werden. Schauervolle Berichte von dem Betragen der Muselmänner gegen ihre Gefangenen drangen damals zu den Ohren der Deutschen. Die Türkenkriege waren eben verflossen; viele wußten nach ihrer Heimkehr von den Schrecken türkischer Gefangenschaft zu erzählen und zu fabeln. Dies wurde, weil es sich als in der Gegenwart spielend besonders spannend erwies, in die Robinsonaden gebracht. Bisweilen zieht man auch noch die Türkenkriege mit hinein, und der Robinson kämpft unter Eugen, dem Helden des Tages, oder, wie der Schle-

sische[1]) Robinson unter Starenberg bei der Belagerung Wiens gegen die Feinde der Christenheit. Meistens aber gerät der Unglückliche im Dienst Venedigs oder der Malteser gegen türkische Seeräuber kämpfend in die Türkische oder Algierische Gefangenschaft. Wilhelm Retchir, der Sächsische Robinson, kommt auf besondere Weise ins Elend. (Teil II.) Beim Besichtigen des Sclavenhauses in Constantinopel verliert er seine Legitimationsmarke und muß nun dort trotz alles Protestes lange Zeit als Sclave schmachten. Lydio wird, sobald er seinem wunderlichen Fahrzeug entstiegen ist, von „den Barbaren erhascht und in die Sclaverey gestürzt". Auf welche Weise die Personen der Erzählung aber auch in die Gefangenschaft gelangen, jedenfalls werden die schrecklichsten Greuel der Ungläubigen gegen die Ärmsten erzählt. In unterirdische, feuchte Gewölbe gestoßen müssen sie fürchterliche Qualen erdulden, harte Arbeit, besonders auf den Galeeren verrichten und kommen von einem Herrn zum andern. Die Forderung Türken werden zu wollen, wofür ihnen dann gute Behandlung versprochen wird, weisen sie stets standhaft zurück; die Leiden verdoppeln sich deswegen natürlich; dem Schwedischen Robinson werden sogar die Fußsohlen aufgeschnitten, u. s. w. Endlich aber winkt die Befreiung. Nach vergeblichen Bemühungen glückt eine abenteuerliche Flucht unter Verkleidungen und Verstellungen. Die Ungläubigen, die sich mit Vorliebe mit ihren Gefangenen über die christliche Religion unterhalten, werden zum Teil von den Vorzügen derselben so durchdrungen, daß sie ihre Sklaven besser halten, wofür diese zum Dank möglichst bald entfliehen. Oft wird das Entkommen durch Türkinnen erleichtert, die zur christlichen Religion übertreten wollen und sich mit davon machen. Landkron wird nach mehreren vergeblichen Fluchtversuchen an einen gütigeren Herrn zu seinem Glück verkauft, der ihm die Freiheit schenkt und ihn zum italiänischen Sprachmeister bei seiner Tochter macht, die er nach einem langen „Diskurs vom Christentum" entführt. Mit eben jener lebt er nachher auf der Insel. Sehr gewöhnlich trifft der Sklave, wie z. B. der Sächsische Robinson in seiner ersten und zweiten Gefangenschaft — die meisten Robinsone haben deren viele — alte Bekannte und frühere Geliebte wieder; so stellt sich in der Gefangenschaft bei Mehemet

[1]) Bibliographie II. a. 8.

Rustan in Afrika allmählich die ganze stattliche Anzahl der auseinander gesprengten Freunde des Herrn von Lydio und ebenso deren Liebhaberinnen oder Frauen ein; sie entkommen endlich alle gemeinschaftlich nach Europa.

Bisweilen schließt sich eine Beschreibung der Gegenden und Orte an, die der Abenteurer durchreist, oder in denen er gefangen ist. So nimmt der 2. Teil des Sächsischen Robinson den Charakter einer beschreibenden Reise an. Sehr genaue Schilderungen der Städte, die er auf dem Wege von Constantinopel nach Mecca berührt, späterhin Cairos, sind eingeflochten. Im zweiten Teile des Schlesischen Robinson wird die Insel Espaniola eingehend beschrieben. Andere kurze Schilderungen, so die der Perlentaucherei in Persien, des Walfischfanges auf Grönland im Deutschen Robinson, finden sich öfter eingeschoben. Landkron giebt gelegentlich seiner Gefangenschaft ein anschauliches Bild des Sklavenmarktes zu Algier, der Niedersächsische[1]) Robinson eines solchen zu Tunis und eines Hochzeitfestes daselbst. Letzterer besteht, wie auch der zweite Teil des Sächsischen Robinson, der übrigens als erster die türkische Gefangenschaft in die Robinsonaden trägt, nur aus den bisher angeführten Stoffen. Er erzählt ganz kurz die Schicksale eines „Johann Friedrich von Klencken, aus dem adligen Hause Oehrssen, belegen in der Grafschaft Spiegelberg, bürtig", welcher bei Kriegsdiensten auf der venetianischen Flotte gefangen genommen wird, auf den Galeeren in Constantinopel, dann nach Reisen und Corsarenabenteuern in Tunis arbeiten muß, bis er 1722 befreit wird. Deutsch und italienisch abgedruckte Zeugnisse des holländischen Konsuls in Tunis lassen an der Wahrheit der Erlebnisse des Glücksritters keinen Zweifel bestehen. Dankgedichte wegen der Errettung schließen das kleine Buch ab. Ähnlich ist der Amerikanische[2]) Robinson, ohne alles beschreibende Element jedoch, fast nur von Seeabenteuern in weiter Ferne angefüllt. Er besteht aus drei kleinen Erzählungen, die aus dem Französischen übersetzt sein sollen. So ist er vielleicht hier als nichtdeutsches Original anzuführen. In der ersten tritt das erotische Element ziemlich hervor. Sie handelt von der Liebschaft des Don Diego, eines Sohnes des Gouverneurs von St. Marta in Neu-Granada, mit Leonor; nach sehr vielen Intriguen und Abenteuern fliehen beide

[1]) Bibliogr. II. a. 12. — [2]) Bibliogr. II. a. 16. — vgl. S. 51.

zusammen; sie werden aber von Seeräubern überrascht. Ihr Schiff scheitert, und während Leonor „von einem See-Hund der Schenkel glatt abgebissen wird," wird Diego auf einem Balken sitzend von den Corsaren ergriffen. Er bleibt bei ihnen und wird selbst ein berühmter Seeräuber. Die zweite Geschichte berichtet von Mont-val, dem Sohn eines „Normanndischen Edelmanns", der durch Verrat in sehr harte Gefangenschaft auf St. Christofle, eine der Caraybischen Inseln, gerät; er entkommt von dort mit Leidensgenossen an ein kleines Eiland nahe Hispaniola. Da das Canoe während des Schlafes fortgespült wird, müssen sie dort einige Zeit zubringen, sich von Fischen und Muscheln nähren, bis ein Spanisches Schiff sie aufnimmt.*) Mont-val kommt dann unter Corsaren, wird Seeräuber, noch einmal gefangen, kehrt aber schließlich nach Frankreich zurück. Ganz ähnlich die dritte Erzählung. Bartholomäus de la Cueba aus Sevilla geht mit einem vornehmen Herrn zu Schiff, wird aber auf der Insel Blanche bei Brasilien allein zurückgelassen.*) Nachdem er sich hier einen Monat hat von Feigen und Muscheln ernähren müssen, befreit ihn ein englischer Seeräuber. Er kommt nun in die Hände anderer Corsaren, in die algierische Gefangenschaft, aus der er mit der Tochter des Türken flieht. Als Seeräuber hat er dann viele Schicksale, bis ihn ein Krokodil frißt.

Seeabenteuer und Gefangenschaft bei den Mohamedanern werden nun stehende, in einzelnen Zügen vielfach stereotyp werdende Requisiten, die gleichsam als notwendige Bestandteile mit dem Begriff Robinson verknüpft werden. Dazu kommt ein großes Gebiet mehr flüssiger Stoffelemente, die sich mit jenen fast immer vereinigen. Spielt sich im englischen Robinson ein kleiner Teil der Erzählung in England ab, seine Auferziehung, sein späteres Familienglück, so ist dieser Schauplatz von den Nachahmern besonders erweitert und immer mehr in den Vordergrund gerückt. Es bildet sich, Defoe folgend, eine bestimmte Erzählungsart heraus, die Reisers [1]) Gedanken, sein Leben zu beschreiben, kennzeichnen: „Der Anfang, den er sich dachte, lief aber immer auf den Schlag der Robinsons hinaus, die er gelesen hatte, daß er nehmlich in dem und dem Jahre zu H... von armen, doch ehrlichen Eltern gebohren sey und so sollte es denn weiter fortgehen" .. Der Held fängt immer von seiner Geburt,

*) Ein kurzes Robinsonleben, wie früher bemerkt. — [1]) vgl. Neudruck von Seuffert. S. 160.

bisweilen auch noch von seinen Eltern und Voreltern an zu erzählen. Es folgt seine Auferziehung. Er kommt auf eine Schule, so der Deutsche Robinson, Creutz, nach Zippelrode, wo er sich bereits durch tolle Streiche gegenüber seinen Magistern hervorthut, denen er endlich aus dem Karzer entwischt. Meist jedoch erhält er Erzieher, „gute und tugendhaffte Informatores, die ihn sowohl in dem höchstnothwendigen Christentum als andern feinen Wissenschaften fundiren;" gewöhnlich aber solche, die es mit allem, nur nicht mit diesen halten. Bald geht es in die Welt hinaus. Vor seinem Abschiede erhält der betreffende Robinson Lebensregeln von seinen Eltern mit auf den Weg, meistens zwölf, wie Crusoe, und wie dieser schlägt er sie auch möglichst bald in den Wind. Er bezieht die Universität, besonders häufig die „angenehme Lindenstadt", das „Pleißathen" oder Jena. Nun beginnen alsbald studentische Händel, besonders Liebesabenteuer jeglicher Art, bei denen er schlimme Erfahrungen macht, und die gar oft dahin führen, daß der Held, um seine Geliebte, die er vergeblich in allen Teilen Europas gesucht hat, endlich zu finden, sich zu Schiff begiebt, natürlich in die Sklaverei gerät und dort die Dame entdeckt. Sehr oft aber verarmt er plötzlich früh, da seine Eltern ein Unglück betrifft; seine Vormünder gehen mit dem etwa vorhandenen Vermögen schlecht um; da nimmt sich in seiner Not ein Kavalier seiner an, mit dem er auf Reisen geht, so z. B. der Schwedische Robinson mit einem französischen Marquis nach Augsburg und Florenz, bis beide nach vielen galanten Abenteuern des Marquis nahe Malta in die Hände der Türken fallen. Endlich gelangen die Helden glücklich in die Heimat zurück. Der Sächsische Robinson reist, ganz wie im englischen Robinson, auf einer Karawane heim, die ebenso von Räubern angegriffen wird; seine unüberwindliche Wanderlust und sein Reisetrieb überwiegt aber, wie bei Crusoe, und er geht noch einmal hinaus (Teil II); „alle sein Unglück, Leibes- und Lebens-Gefahr und die grossen Strapazzen, die er überstanden, sind nicht capables, ihn von seinem wunderlichen Propos abwendig zu machen." Doch meist bleiben die Robinsone nach ihren vielen Schicksalen nun ruhig zu Hause, bis sie „an den sichern Port des himmlischen gelobten Landes Anker werfen können."

In einzelnen Robinsonaden wird dies oder jenes Moment ganz besonders herausgehoben. Der Verfasser des Schlesischen Robinson hat vorzüglich historische Ereignisse eingefügt und die Kriege im

Ausgang des 17. Jahrhunderts zum Gegenstand genauer Schilderung gemacht. Des Schlesischen Robinson Großvaters und Vaters Erlebnisse im 30 jährigen, im polnischen und schwedischen Kriege werden mitgeteilt. Franz Wentzel selbst hängt, als er mit einem Schlage sein ganzes Vermögen verliert, die Studien in Leipzig an den Nagel und nimmt dafür die Musquete; er kämpft unter Starenberg in Wien, wird von den Türken gefangen genommen, jedoch durch die Eroberung Belgrads wieder befreit. Er sieht dann die fürchterliche Verwüstung der Pfalz und Heidelbergs, kämpft bei Neerwinden und entschließt sich endlich zur Fahrt nach Indien. Nach manchem Schiffbruch und Seesturm wird er auf Ceylon von Seeräubern gefangen und nach Espaniola gebracht. 1698 kommt er nach England zurück; aber seine Lust zu kriegerischen Abenteuern läßt ihn nicht ruhen, bis er sich in Reval einschifft, um am Nordischen Kriege teil zu nehmen. Fürchterliche Stürme stellen sich auf der Fahrt ein, in Stockholm erliegt Wentzel den ausgestandenen Mühsalen. — Dasselbe gilt von den Schicksalen des Buchhändler Robinson,[1]) der, 1682 zu Peilgitz (Leipzig) geboren, in der Jugend seinen Präceptoren und später seinen Vorgesetzten im Buchhandel viele Streiche spielt; er geht dann nach Holland, macht den brabantischen Krieg mit, kämpft bei Oudenarde 1708 u. s. w. und kehrt 1713 nach dem Friedensschlusse zurück. Er desertiert übrigens auch einmal während des Krieges und kämpft gegen die Deutschen. Das beschreibende Element, Schilderung von Antwerpen, Mecheln, Luxemburg tritt hier bemerkenswert hervor. Wie dieses Werk sieht von dem Rüstzeug der türkischen Gefangenschaft und Reisen in die weite Welt gänzlich ab: die Jungfer Robinsone[2]) (1724.) Haken[3]) giebt an, das Buch sei schon 1723 einmal erschienen. Es war aber noch früher vorhanden, denn der Deutsche Robinson nennt es schon in der Bibliothek des Königs im Wallfischbauch.[4]) Es ist nur eins jener Bücher, „über die die Buchhändler curieuse neue Titul drucken und sie also an Mann zu bringen suchen." [5]) Von der Gefangenschaft und Seereisen abgesehen,

---

[1]) Bibliogr. II. a. 20. — [2]) Bibl. II. a. 10. — [3]) A. a. O. IV. S. 4. — [4]) S. 152: „Die verschmitzte Junge-Magd, nach ihrer Ankunfft, Lebens-Fortgang, und Alter, mit lebendigen Farben abgemahlet, und in diese kleine Form gegossen von Celebilicribrifacio. Mädgenwitz, im Schwartzwalde gelegen" [5]) Vorrede zum Buchhändler-Rob.

ist es der gewöhnliche Apparat: Erziehung, Unglück der Eltern, Liebesabenteuer aller Art; Robinsone reist eine Zeit als Student verkleidet umher, bis sie Köchin wird und sich verheiratet. Am Ende des Buches wird Weiteres in einem ferneren Tractat versprochen: Madame Robunse ꝛc.[1]) Man kann also auf den Inhalt dieses zur Genüge schließen. Die Deutsche Avanturiere[2]) wird der Robinsonin nicht unähnlich sein; der Geistliche Robinson[3]) und der Seltsame Avanturier[4]) reihen sich den genannten Robinsonen sicherlich an.

Stofflich schließen sich einige übersetzte Werke fremden Ursprungs den bisher behandelten deutschen an. Auf den Amerikanischen Robinson, besonders die abenteuerlichen Schicksale des Bartholomaeus in Spanien und Portugall, in der 3. Erzählung daselbst, sei auch hier verwiesen. Der Italiänische Robinson,[5]) seinem Inhalt nach schwerlich ein deutsches Original, wenn dies auch nicht auf dem Titelblatt bemerkt ist, erzählt von einem Mailänder Antonio de Buffalis, von des „Authoris Eltern, Geburth und erster Auferziehung", seinen Schulstreichen, Reisen, Gefangenschaft in Räuberhänden. Im zweiten Buch beginnen besonders die Liebeleien. Antonio geht endlich auf der Suche nach seiner durch einen Nebenbuhler geraubten Lucrezia zu Schiff, wird aber bald von türkischen Seeräubern gefangen. Er kommt nach Algier und damit bricht das kleine Buch ab. — René Lesage's berühmter und bekannter Gil Blas, dessen vier Bände 1715—35 erschienen, trat „der Gleichheit wegen, welche in den abentheuerlichen Begebenheiten bestehet, welche in gegenwärtigem Tractat von Gil Blas, wie sonsten von andern Robinsons erzehlet worden" als Spanischer Robinson[6]) ans Tageslicht. Es wird noch zu zeigen sein, wie weit sich die innere Ähnlichkeit erstreckt. Ebenso auch bei dem Niederländischen Robinson,[7]) einem ursprünglich holländischen Werke,[8]) welches die Schicksale eines Mirandor erzählt, der nach abenteuerlich verlebter Jugend — Zwist der Eltern wegen Buhlereien der Mutter —

[1]) s. Bibliogr. II. a. 11. — [2]) Bibliogr. II. b. 2. — [3]) Bibl. II. a. 9. — [4]) Bibl. II. b. 1. — [5]) Bibl. II. a. 5. — [6]) Bibl. II. a. 19. — [7]) Bibl. II. a. 17. — [8]) De vermakelijke Avanturier ofte de wispelturige en niet min wonderlijke levensloop van Mirandor, 1695. (vgl. Joncbloet, Niederl. Litterat. übers. v. Martin. II, 488, 89.) Eigentüml. Weise in keiner einzigen älteren Aufzählung der deutschen Robinsonaden erwähnt.

sich davon macht und in Antwerpen als Bursche in einem Wirtshause verdingt. Er flieht bald nach Brüssel, nimmt Dienste bei einem Advokaten, dann bei einem Marquis, mit dessen Sohn Belindor er als Hofmeister die Universität Leiden bezieht. Wie beim Wirt und Advokaten drängt auch hier ein Streich und Erlebnis das andere. Im zweiten Buch werden die beiden, nach weiteren Schicksalen in Gent und Paris, auf einer Seereise bei Malta durch Korsaren überfallen und in Ketten nach Tunis geschleppt. Nach einer abenteuerlichen Flucht werden sie aber, da ihr Bot strandet, in eine zweite Sklaverei geführt. Durch List entkommen sie glücklich nach Frankreich. Jetzt neue Abenteuer. Belindor verliebt sich zu Lyon in Clarice. Lange Händel dort wie später in England. So geht es fort, bis sie nach Holland zurückkehren, um dort ruhig zu leben.

Es erübrigen noch einige Robinsonaden, die sich ihrem Inhalt nach nicht in das feststehende Stoffgebiet einfügen. Der Persianische Robinson[1]) soll aus dem Französischen übersetzt und ursprünglich ein „persianisches" Original sein. Es liegt aber ein italiänisches Werk: Peregrinaggio di tre giovani figliuoli del Re di Serendippo zu Grunde.[2]) Aus einer französischen Bearbeitung vom Chevalier de Mailly, welche in Paris 1719 erschien, floß die deutsche. Der Titel Robinson ist hier einzig aus buchhändlerischer Spekulation gewählt; eine Hauptperson tritt überhaupt nicht hervor. Ein König Giafar, der im Morgenlande über Sarendip herrscht, schickt seine 3 Söhne auf Reisen, die sehr klug sind und Proben ihres Scharfsinns ablegen. Sie kommen zu dem Kaiser Behram, für den sie Abenteuer in Indien bestehen, um einen wunderbaren Spiegel wieder zu holen. Nachdem sie zurückgekehrt sind, heilen sie den erkrankten Kaiser dadurch, daß sie ihm Geschichten erzählen lassen. Von den 7 Novellen märchenhafter Art sind 3 im Deutschen geblieben; wird am Ende der 2. schon im Anschluß an das Französische etwas nicht in den Märchenstoff gehöriges eingefügt, „Exkurs von der Lebensart und dem komischen Wesen der Affen", so sind noch 5 moderne, ansprechende Novellen, mit vortrefflich psychologischer Charakteristik gegeben, die jedenfalls schon

[1]) Bibliogr. II. a. 7. — [2]) vgl. die Reisen der drei Söhne des Königs von Serendippo. Ein Beitrag zur vergleichenden Märchenkunde. Von Georg Huth. Ztschr. f. vergleich. Litteraturgesch. N. F. II, 404 ff.; III, 303 ff.; IV, 174 ff.

im Französischen hinzugefügt sind. Es wird, um die Erzählung zu verlängern, nun noch mehr moderner Stoff hereingebracht; Behram mustert seine mit Gewehren ausgerüsteten Truppen u. s. w. Die Prinzen kehren endlich nach Sarendip zurück und vermählen sich. Der älteste heiratet eine Schäferin und folgt Giafar in einer glücklichen Regierung. Eine kurze moralische Erzählung ist im Deutschen noch angefügt: „Amazoute oder die kluge Frau, Wie sie wiederum das Hertz ihres Mannes zu gewinnen und einzunehmen weiß.“

Hier ist zweitens aufzuführen die Geschichte des Peter von Mesange,[1]) die sich sogar als des Robinson Dritter und Vierter Teil anpries. Dazu gehörte dreisteste Buchhändler-spekulation. Weil eine gewisse Abenteuerlichkeit, besonders im Anfange vorwaltet, — Mesange, 1639 in Sevennes geboren, kommt ins Kloster, geht dann auf Reisen nach Holland und Hamburg, schließlich 1679 zu Schiff und wird mit 6 Gefährten an ein Land nahe Grönland verschlagen — so ist es mit dem Namen Robinson bedacht worden. Es ist in Wahrheit die Übersetzung eines von Simon Tyssot de Patot verfaßten Romans.[2]) Wie es immer beliebt war, so brachte dieser Schriftsteller philosophische Ideen in Form einer imaginären Reise vor.[3]) Mesange trifft nämlich dort einen glücklichen, ruhigen Staat an, von dessen Sitten und Einrichtungen wir genau unterrichtet werden. Wie sich aus der Lebensgeschichte des Königs Ayanum ergiebt, hat sich ein Teil des Landes Ogirien an der Nordsee abgelöst und ist hierher nach Grönland getrieben. Auf diesem Stück Landes richten sich die Vorfahren allmählich wohnlich ein, nennen es nach dem ersten Könige Russal und erbauen die große Stadt Cambul. Die wunderbaren Annalen des Staates werden durch Mesange, der sie durchliest, mitgeteilt. Dieser steht bei dem neuen Könige, der bald Ayanum folgt, in hoher Gunst; er hat mit ihm über die Vorgeschichte des Landes Unterredungen, in denen er immerfort gelehrte Einwürfe macht und Beispiele aus Griechen und Römern heranzieht u. s. w.; besonders füllen philosophische Betrachtungen pantheistischen Inhalts viele Seiten. Be-

[1]) Bibl. II. a. 1. vgl. S. 34. — [2]) Nach einer Angabe im Exemplar der Berl. Kgl. Bibliothek, die nicht zu bezweifeln ist. — [3]) Gräße erwähnt in der Litterärgeschichte von ihm als eine solche Reise: Voyages et aventures de Jacques Massé. Bordeaux 1710.

deutend verstärkt wird dies Element, als Mesange vom König, seinem eifrigen Schüler, zum Doktor der Physik angestellt wird; jetzt hält er auch lange, gelehrte Vorlesungen, einen „Discurs von der Schwehre, als eine Inaugural-Rede", die ca. 50 Seiten umfaßt; über die Frage, „warum eine in die Höhe geschossene Kugel nicht auf die Erde zurückfällt" u. s. w. In der Thätigkeit als Astronom setzt er sein Philosophieren besonders fort. Mesange flieht endlich in die Nachbarprovinz Meralda, weil er in Ungnade beim Könige fällt, dessen häßliche Muhme Zemire, eine eifrige Hörerin seiner Vorträge, er nicht heiraten will. Nun beginnt er hier in einem Auditorium zu sprechen. Aber unglücklich auslaufende Liebeshändel mit einer Frau zwingen ihn zur Flucht. Er scheitert mit 2 Gefährten ganz nahe Island. Der Gouverneur der Insel erzählt seiner Eltern, seines Bruders, seine eignen Schicksale und Streiche, und Mesange wartet zum Dank mit allen möglichen Geschichten auf. Vielleicht ist hier, wie bei den früheren Liebeleien, manches vom deutschen Herausgeber eingeschoben. Mesange kehrt nun nach Europa zurück, erkrankt aber bald und stirbt in Holland, nachdem er hier seine Memoiren aufgezeichnet hat. — Es ist ein wunderliches Buch, das sich bisweilen satirisch gegen französische Zustände, besonders scharf gegen Heiligen-Legenden, Wunder und Reliquienverehrung der Kirche wendet, fabelhafte Dinge und Abenteuer vorbringt, das Land außer der Beschreibung von Einrichtungen und Festen ganz in der Luft schweben läßt. Das alles ist verquickt mit gelehrtem Kram, der fast den meisten Raum einnimmt. Es ist hier nicht der Ort, auf die philosophischen Ideen in den Vorlesungen vor jenen Leuten, die ihn alle verstehen, näher einzugehen. Das Buch ward wenig gelesen; man fühlte bald, daß es „gantz keine Connexion" mit dem eigentlichen Robinson habe.[1])

Die beiden nun folgenden deutschen Werke stehen stofflich ganz außer der Reihe der Robinsonaden. Das Büchlein mit dem seltsamen Titel: Der unter der Maske eines deutschen Poeten raisonnirende Robinson[2]) ist von einem gelehrten Verfasser von außerordentlicher Belesenheit „zur Vertheidigung der edlen Poesie" geschrieben. Es beginnt mit einem kleinen Hieb auf die Robinsonaden. „Nachdem Mons. Robinson von seinen abentheuerlichen

[1]) Vorrede zu H[I] 1721. — [2]) Bibliogr. II. a. 13.

Reisen ganz ermüdet, sich ein wenig wiederum zu erhohlen und auszuruhen, in den Elysischen Feldern sich niederließ, um nachgehends desto hurtiger diejenigen Länder, von denen biß anhero Morus, Biedermannus vieles gemeldet, in genaue Betrachtung ziehen zu können; Siehe? so begegnete ihm einstmals Boeotus, den er schon kannte." Dieser klagt, er könne nicht dichten; und Robinson, indem er „bey den Huffeisen des Gorgonischen Pferdes, bey den Schuhleisten des Hans Sachsens" ꝛc. schwört, daß jener dazu so geschickt sei „ut asinus ad Lyram", das ist, „wie der Vogel zum fliegen", giebt ihm lauter Anweisungen zum Dichten. Man muß prahlen und aufschneiden, Wissenschaft und „Historicos" „ungehudelt" lassen; Philosophie und alte Autoren sind ganz unnütz, Ovid war ein verdorbener Advokat. Wo möglich muß man Manuskripte und überall jedenfalls Reime stehlen. Zum Dichten hilft viel Zechen und sonst Taback. Die Gönner muß man loben, alle andern tüchtig durchhecheln. Um zu prahlen kann man sich auch etwas in der Prosodie umsehen; im übrigen „strecke" oder „kürze" das Wort einfach. Sammele gelehrte Redensarten, lüge weidlich, richte einen ordentlichen Mischmasch an, sieh nie die Gedichte wieder durch und gieb sie niemandem zur Zensur. Sei dagegen voll Selbstvertrauen und bewirb dich früh um den Lorbeer. Bald werden die Lobgedichte singen: „Relation, Relation, Boeotus ist ein Musensohn." — Dieser bunt durcheinander gewürfelte, im einzelnen sich wiederholende Inhalt ist gleichsam gespickt mit Dichterstellen, die für oder gegen das Behauptete sprechen; Beispiele aus Philander und Andreä, Opitz und Rist, Sachs, Flemming, Lohenstein und Besser ꝛc. werden in ermüdender Anzahl gebracht, daneben lange Schemata für Hochzeitsgedichte u. s. w. Daß das Ganze Satire ist, unterliegt keinem Zweifel. Aber worauf? S. 25 heißt es: „Ein Poet nach deinem Gelichter ist ein gebohrner Deutscher Mann, leer von allen andern Sprachen, voll von Einbildung, frey von Wissenschaften und Künsten, fähig die Worte zu verstümpeln, geschickt ohne Ordnung zu sprechen, ohne Maaß zu lügen und viele Bogen ohne Verstand voll zu schmieren" u. s. f. Die Tendenz ist ganz unklar. Das ist doch nicht gegen die zweite schlesische Schule gerichtet, wie Hettner meint! Denn weniges hat nach jener Zusammenfassung auf sie Bezug; auch werden Hoffmannswaldau, wie viele andere, im selben Atem gelobt und getadelt. Manches könnte gegen die Verfasser der Robinsonaden

gehen, wenn sich der Autor nicht ausdrücklich an die Poesie hielte. Vermutlich sollte dies ungereimte, von Widersprüchen strotzende Buch, das von Titeln und Auszügen wie eine Empfehlungsschrift vollgestopft ist und in Zukunft nie wieder auf dem litterarischen Markt erscheint, gegen ein einzelnes ungenanntes Werk und gegen einen bestimmten Verfasser gerichtet sein. Ein Gegensatz etwa der naturwahren Dichtung Defoes zur Unnatur vorher ist nirgends darin ausgedrückt.

In dem kleinen Büchlein, dem Moralischen Robinson,[1]) hat sich Robinson einmal „einen moralischen Rock angezogen, und er präsentirt sich in solcher Kleidung, darinne ihn alle Nationen für ihren Landsmann halten können.“ Der Verfasser führt uns in die „Provintz Grobianien“, das Land der Unhöflichkeit, wo der „Schweinehirt im Dorf höflicher ist als der vornehmste Perruquen-Hanß hier.“ Für den Autor ist ein „grober Kerl“ ein solcher Mensch, „der weder das Geschick noch den Willen hat, seinem Nächsten eine Gefälligkeit zu erweisen, und der sich also sowohl mit Reden als Geberden und allen seinen Verrichtungen bey der menschlichen Gesellschaft verhaßt machet.“ Der Bauer ist nicht schlechthin grob, er hat nur eine andere, als jene äußere und so oft übertriebene Höflichkeit, wie sie geizige Prediger zeigen, „die durch ihr Kriechen und Bücken ihren Vortheil gewonnen haben.“ Der Verfasser wendet sich gegen die Brutalität der Studenten und das Universitätsleben überhaupt, wo denen, die als höflich gelten, die Höflichkeit abgewöhnt wird; gegen Höflichkeit, die aus Komplimentierbüchern erlernt ist; gegen Unhöflichkeiten der Männer den Frauen gegenüber, Taback-Rauchen u. s. w. Es schließt damit, daß die Grobheit entspringt aus „übler Auferziehung und Mangel an Conversation bei herannahenden Jahren.“ — Das Buch trägt ganz die Tendenz der moralischen Wochenschriften; der Bauer wird verteidigt, die Höherstehenden verurteilt, auf kleine Laster des täglichen Lebens und Verhältnisse des Hauses hingewiesen. Mit dem Namen Robinson hat es natürlich so wenig etwas zu schaffen, wie der Raisonnirende Robinson, mit dem es das satirische Element zusammenführt. Von einer eigentlichen lehrhaft-satirischen Gruppe innerhalb der deutschen Robinsonaden kann man jedoch mit Hettner unmöglich sprechen. Der Geistliche Robinson[2]) wird bestimmt nicht hierher zu zählen sein, und der Medizinische Robinson,[3]) den er als

[1]) Bibliogr. II. a. 14. — [2]) vgl. S. 64. — [3]) Bibliogr. II. a. 21.

mit hierher gehörig anführt, ist einzig und allein eine Abenteurergeschichte mit moralischen Einschiebseln, wie andere Robinsonaden. Und Beispiele einer solchen Gattung sind fernerhin nicht zu finden. Solche außer der Reihe stehende deutsche Werke verschwinden vielmehr in der Folgezeit unter den Robinsonaden, ebenso wie fremde Produkte in der Art des Mesange und Persischen Robinson.

Lassen wir also die letztbesprochenen vier Werke überhaupt bei Seite, so ist das Stoffgebiet dieser ersten großen Klasse der Robinsonaden feststehend und umgrenzt. Was aber über die Stoffe früher im einzelnen ausgeführt wurde, das trifft nicht nur auf die Erzählung der Schicksale jedes einzelnen Robinson zu, sondern eben dieselben Requisiten finden sich nun auch in den vielen eingestreuten Lebensgeschichten anderer Personen. Sobald solche neu auftreten, halten sie es für durchaus notwendig, erst einmal ihre Erlebnisse zum Besten zu geben; das war vielfach auch in den Liebesromanen vorher der Fall. Im Robinsonmotiv des Sächsischen Robinson nehmen die Schicksale des alten Vaters im Grunde den größten Raum ein; auch hier: Erziehung, Duelle, Salée'sche Raubschiffe, Sklaverei, Schiffbruch. Ebendasselbe in den Erlebnissen Gottfried Wellners, der Wilhelm Retchir aus seiner insularischen Einsamkeit erlöst, gegen Türken zur See gekämpft hat, wobei er eine schöne Dame gefangen nimmt, deren wunderbare Abenteuer nun mitgeteilt werden. Im 2. Teil des Sächsischen Robinson erzählen die Mitgefangenen in dem dunklen Kerker ihre Begebenheiten ausführlich: wieder Erziehung, Seeräuber, Kriegsdienste unter Eugen, Gefangenschaft; die Dame Innocence, die Retchir in der Sklaverei in Afrika trifft, berichtet von ihren Liebeleien, Zusammentreffen mit Seeräubern ꝛc., der Bassa in Ägypten, der ihn befreit, von seinen Schicksalen u. s. w. Der Sklavenherr Rustan in Afrika fühlt sich veranlaßt, seinen nicht gerade tugendhaften Lebenswandel seinen Gefangenen ausführlich zu beichten, und auch alle Leidensgenossen Lydios thun dieses; so lesen wir die „Beschreibung des wunderlichen Lebens Henry du Valois,“ die „Glücks- und Unglücksfälle Henrietten, gebohrnen Rosenbergs,“ die „Unglücksvolle Lebensbeschreibung Gustavi Lilienberg“ u. s. w. So überall. Auch in fremden Werken finden wir solche Zuthaten; so im Amerikanischen, Italiänischen Robinson, im Joris Pines, hier vom deutschen Herausgeber eingefügt.

Bei all diesen Robinsonaden wird, häufig im Gegensatz zum Crusoe, den man ja für ein „Gedichte“ hielt, mit einem heiligen Eide versichert, daß die „Historie wahrhafft“ und ebenso erlebt sei; eine reine „Geburt der Erfindungskraft“ war ja sehr übel angesehen. Der Held erzählt entweder selbst nach vollbrachten Reisen seine Abenteuer, so z. B. der Sächsische Robinson, in dessen „Erzählung man weder selbst erdichtete Abend-theure, oder von Hören-Sagen erfahrne Dinge, sondern lauter wahrhaffte Würckungen seines unbegreifflichen Schicksals antreffen wird;“ oder aber der Herausgeber hat sich auf irgend eine Weise in den Besitz eines Manuskripts gesetzt, oder gar, wie der Verfasser des Schwedischen Robinson, ein solches gefunden. Auch der Autor des Schlesischen Robinson giebt „die wahrhafften Memoiren eines Cavaliers“ heraus, „die jemand dem Verleger übersandt hat, und so sind in den Contextu keine erdichtete Nahmen gebraucht.“ Den Abenteuern Wenzels liegt nun in der That unzweifelhaft Erlebtes zu Grunde, ebenso denen Friedrich von Klenckens, des Niedersächsischen Robinson. Auch daran, daß die Schicksale des Sächsischen Robinson, Retchir, die Erlebnisse eines Lausitzers „Richter“, dessen Name sich übrigens aus jenem leicht ergiebt, sein sollen, mag etwas wahres sein; sehr wenig dagegen an Iccanders Versicherung,[1]) die Geschichte des Deutschen Robinson beruhe auf den Schicksalen des im Mai 1724 zu Dresden verstorbenen, lange in Leipzig in Haft gewesenen Landeskommissärs Johann Philipp Bernhard Jüngling. Im allgemeinen sind diese Erzählungen erdichtet. Für Reiseabenteuer und -Beschreibungen, Türkenkriege[2]) und mohamedanische Gefangenschaft[3]) gab es übrigens — abgesehen von mündlichen Berichten — Quellen genug. Nur vereinzelt werden solche in den Robinsonaden genannt.[4]) See-

---

[1]) Sächsische Kernchronik. I. 317. — [2]) Beschreibung des Ungarischen Feld-Zugs Anno 1716. Wie nemlich derselbige unter Direction des Printzen Eugenii v. Savoyen ... sieghaft angefangen 2c. Nürnberg 1716. — Eugenii Heldenthaten 2c. 1706, 1709, 1718; später in den Jahren 1735—39 sehr viele. — [3]) z B. das mir nicht bekannte: Leben des Blutdürstigen Tyrannen Muley Ismael [1672—1727], Kaysers von Marocco 2c, worin dessen unmenschliche Grausamkeit gegen die arme Christensklaven ... zu Tage gelegt wird; durch F. Busnot. A. d. Engl. 2c. Hamburg, Wiering 1724. (Bei Schnabel, Felsenburg III, 146 ff. spielt eine Episode an Ismaels Hof.) — [4]) öfter im Schlesischen Robinson; sonst z. B. im Deutschen: Thevenot's Ost-Indianische Reisebeschreibung.

gefechte, Überfälle durch Korsaren und Gefangenschaft bei den Heiden waren ja schon Lieblingsthemata der vielen Reisebeschreibungen [1]) und Abenteurererzählungen des 16. und 17. Jahrhunderts, die zumal in den Schelmenromanen und ihren Ausläufern, im Simplicissimus, bei Reuter und sonst in einer Menge von Erzählungen zu finden sind. Hierin boten die Robinsonaden also nur Hergebrachtes. Der Verfasser des Lucianischen Robinson giebt deswegen auch seiner Verwunderung Ausdruck, daß „die curieuse Welt auf die Beschreibung dergleichen Abenteuer, die gantz nichts neues mehr sei, so hungrig gefallen sei, als in neubackne Bretzeln.“ Woher konnten also diese Bücher in solcher Anzahl hereinströmen? Einmal weil sie, wie erwähnt, aus dem gerade damals sich steigernden Verlangen nach Ungebundenheit erwachsen, und sodann, weil sich hier der größte Gegensatz und das gewaltigste Auflehnen geltend macht gegen alle jene dem wirklichen Leben fernstehenden viel gelesenen galanten Romane, mit ihren in Gedanken und Empfinden abgezirkelten Personen der höheren und höchsten Stände, gegen diese Liebesgeschichten, die als „trostreiche Gebet-Bücher herumgetragen wurden, aus denen man lernen wollte, mit Manns-Personen zu complimentiren und conversiren.“ [2]) Es zeigt sich in den Robinsonaden, wie sehr man des steifen, konventionellen Wesens im Leben und zugleich im Roman überdrüssig zu werden begann. War einmal durch den englischen Robinson in überraschender und vor allem allgemein ergreifender Weise Naturwahrheit und Einfachheit angezeigt worden, so wandten sich die Deutschen dem, wie überhaupt, so auch im Roman entschieden zu. Man will, wie im Crusoe, das Leben in seiner wahren Gestalt, lebendig interessierende Stoffe der Gegenwart. Die wurden vorher nur im Schelmenroman geboten, in dessen Kreis ja auch alles, was ein unruhig bewegtes Dasein führte, gezogen ward, und an ihn schlossen sich die Robinsonaden, volkstümlich durch und durch, an. Von der Art, wie der gelehrte Happel das Studentenleben mit einem Wust von Wissenswertem behandelt, ist hier garnichts. Aber gegenüber jenen, besonders durch den Simplicissimus wachgerufenen Abenteuererzählungen, die in den untersten Kreisen der lesenden Welt ihr Wesen trieben, bedeuteten die hereinbrechenden Robinsonaden etwas ganz anderes. Sie wurden bezeichnender Weise eben damals

[1]) vgl. bes. Allg. Historie der Reisen, 1748. — [2]) Curieuse Liebesbegebenheiten ꝛc. A. d. Franz. übers. von Meletaon. Cölln 1714. Vorrede.

für eine „ganz neue Romaine" [1]) angesehen, neu eben ihres scharfen Gegensatzes wegen zum unvolkstümlichen Roman, und deswegen wurden diese Robinsonaden, wenigstens zunächst, in weiten Kreisen eifrig gelesen. In ihnen, die Grässe nicht mit Unrecht „verfeinerte Simplicissimi" genannt hat, treten der Handwerksbursche, Student, Kaufmannssohn, Personen eines Bürgertums, das sich zu regen und weiter zu blicken beginnt, hervor. Aber bei der gänzlichen Abwendung aller bedeutenderen Geister vom eignen Schaffen des Romans wurde in dieser Gattung, die überdies zur buchhändlerischen und schriftstellerischen Spekulation ausgebeutet wurde, wenig Gutes zu Tage gebracht.

Wir sahen, daß der Ähnlichkeit des Stoffes wegen Gil Blas und der Niederländische Robinson unter die Robinsonaden Aufnahme fanden. Auch hier werden alle möglichen Abenteuer erzählt und Lebensgeschichten von allerlei Personen eingestreut; die Verfasser haben damit die Absicht, uns in möglichst viele Lebensverhältnisse einblicken zu lassen, deren Schäden sie aufdecken oder lächerlich machen. Gil Blas ist ein satirischer Roman, der Autor des Niederländischen Robinson bekundet durch sein Motto: „Ridendo dicere verum, quis vetat?" offen seine satirische Tendenz. Beide Verfasser stehen als sittlich überlegene Menschen hoch über ihrem Stoffe. Lesage gewährt uns einen Blick in die ganz verrotteten französischen Zustände unter Ludwig XIV; der gelehrte und sehr belesene Herausgeber des holländischen Werkes, N.(icolaus) H.(einsius), ein Enkel des berühmten Heinsius, führt uns besonders einzelne Personen seiner Zeit in ihrer Beschränktheit und Lasterhaftigkeit vor; hier sprudelt der Humor der köstlichsten Satire. Da ist die vorzügliche Figur des knausrigen Advokaten und seiner ebenso knausrigen, den Haushalt führenden Schwester, bei denen sich Mirandor, um nicht zu verhungern, heimlich seinen Lebensunterhalt zusammenstehlen muß; der prahlerische Stutzer und geizige, aber liebesbedürftige Adlige Mopso; der überweise Barbier und einfältige Koch, der an Erscheinungen glaubt und aufs lustigste übertölpelt wird. Ein ergötzliches, mitten aus dem Leben gegriffenes Ereignis steht neben dem andern. Im französischen Werke erhebt sich das bisher nur verlachte Bürgertum und geißelt die Höherstehenden; in beiden wird

[1]) Vorrede zum Schlesischen Robinson.

der Stoffinhalt von einem wirklichen Dichter ausgestaltet in der Ausmalung der kleinsten Züge und vorzüglicher Charakteristik; beide dringen in der Form auf Naturwahrheit gegenüber dem Roman mit seiner schematischen Charakterzeichnung. Besonders wendet sich der Verfasser des Mirandor ausgesprochen dagegen, der „zum ersten Mal die Sprache des täglichen Lebens in seinem Buche mit Glück anwendet". Sehr humorvoll wird die Geliebte nach Art des Kunstromans beschrieben; Mirandor verflucht vergeblich auf „gut poetisch die Langsamkeit der Sonne"; „weil er die Unkeuschheit und Untreue in den Romanen allezeit als verachtet gelesen, und daß man seiner geliebten Person treu bleiben, und nicht die geringste Anfechtung empfinden müßte, als wolte er sich auch an diese nöthige Reguln halten". (S. 152.) So begegnet uns die Parodie sehr oft.

Ganz anders diese deutschen Robinsonaden und die übrigen ihnen eng verwandten fremden Werke. Von poetischer Gestaltung der Stoffe ist hier durchaus keine Rede; fast nie hier Satire, die, wenn sie sich regt, wie bei Beschreibung von Schulwesen und Religion im Walfischbauchlande im Deutschen Robinson, sehr zahm, schüchtern ist und niemals eine bestimmte Richtung nimmt; auch hier Gegensatz zum unvolkstümlichen Roman, aber nie ausgesprochen wie dort. Es sind Abenteurerromane gewöhnlichen Schlages, in denen von den die damalige Zeit bewegenden Ideen garnichts zu finden ist. Den Robinsonen selbst entsprechen die abenteuerlichen Gestalten der Verfasser, die sich nicht über ihren Stoff erheben, sondern mitten darin stehen. Durchaus nüchtern, wie sie sind, erlahmt bei ihnen gar bald jeder Ausflug der Phantasie, und es kommt höchstens zu Ausgeburten derselben. Läßt sich ihnen auch ein gut Teil Erfindungsgabe und meist verständige Anordnung des Stoffes nicht absprechen, so fehlt doch im übrigen jede Kunst. Psychologische Charakterzeichnung und -Entwicklung findet sich nie. Der Stil ist weitschweifig, die meist sehr reine Sprache, die sich fast immer in einfachen, natürlichen Grenzen hält, steht in angenehmem Gegensatz zu dem fremdwörterreichen Canzleistil der galanten Romane, wie er noch bei Lydio hervortritt, in dem auch, abgesehen von der geschraubten Sprache, von der inneren Unnatur jener genug ist. Eilfertig tragen diese Schriftsteller ihre Produkte auf den litterarischen Markt; wir sahen das schon früher. „Crispinus hat im Gedancken gestanden, man könne hundert auch mit drey

Nullen schreiben", und so bringt der Verfasser des Thüringischen Robinson [1]) auch einen solchen. So ungebunden, wie ihre Werke sind, stellen sie sich selbst dem Publikum gegenüber. Leicht hat man für dieses und jenes passende Entschuldigungen zur Hand. Der Autor, dessen Manuskript man herausgiebt, ist in seinen Aufzeichnungen nicht immer genau u. s. w. Der Verfasser des Lydio entschuldigt seinen Stil damit, daß er ein „Soldate" sei; der Sächsische Robinson seine „schlechte Schreibart" damit, daß „ein Mensch, der mehr als 1/4 Theil eines Seculi in frembden Ländern und auf dem Meer herumvagiret, der unter einer Compagnie von allerhand zusammengeschleuderten Ruder-Knechten das Ebenbild der Sprachen-Verwirrung bey Erbauung des Thurms zu Babel gesehen &c.; daß der bey so lange ermangelter Praxi die reine Schreib-Art seiner Mutter-Sprache vergessen haben müsse". Eine etwaige ungünstige Kritik wird vorweg kurz abgethan. Der „übelwollende" Momus, der Tadler, der überall erwähnt wird, — es findet sich der Gott der Alten in dieser Bedeutung auch in der Vorrede zur Banise, neben Zoilus genannt, wie später bei Schnabel — kann unmöglich etwas tadelnswertes an dem Buche finden"; der Herausgeber der Jungfer Robinsone erklärt einfach: „Momus kann nur sein Maul halten und stille schweigen! Wir fehlen alle!" Die Namen dieser Schriftsteller sind niemals genannt. Bisweilen unterschreiben sie sich mit ihren Anfangsbuchstaben, oder aber sie legen sich erfundene Namen bei. Der Niedersächsische Robinson unterzeichnet sich am Schluß als seines „Hochgeehrten Herrn Dienstwilliger Diener J. P.", der sich durch Hinzufügung seines Aufenthaltsortes „Springe" sattsam bekannt gegeben haben wird; so der Autor des Schwedischen Robinson als C. F. v. M. Der Verfasser der Jungfer Robinsone nennt sich Celibilicribrifacio, der des Buchhändler-Robinson „seines hochzuverehrenden Herrn und Gönners: Theoricus Chrisdemidrius Schropsius," u. s. w. Mancher von ihnen wird auch mehr Werke verfaßt haben der Art, wie Selimenes, der Verfasser des Lydio, der außer andern Werken später den Nordischen Robinson [1]) herausgab — er bezeichnet sich dort als alias Joh. Michael F. — und uns ein Bild eines solchen Schriftstellers darbietet. Nach jedenfalls mehr als wild durchbrauster Jugend — sein Lydio legt

---

[1]) Bibliographie II. a. 24. — [2]) Bibliographie II. a. 25.

davon zur Genüge Zeugnis ab — regt sich bei ihm im zunehmenden Alter das Gewissen. Im Nordischen Robinson sieht er nur noch bisweilen durch eine Spalte in das ehemalige wilde Lustleben; er weiß vor Frömmigkeit weder ein noch aus, und seitenlange Andachts- und Gebetsübungen füllen das Buch.

Bei solchen Schriftstellern ist nicht viel Gutes zu erwarten. Diese Romangattung mit ihren vielen eingestreuten Geschichten, die ohne alle Verknüpfung mit der Haupterzählung, erwies sich als sehr geeignet, alles mögliche, Erlebte, Gehörte und Gelesene, Anecdoten und lustige Streiche aus dem Leben zur Unterhaltung hineinzubringen. Und hier, wo man den Helden in unkontrollierbarer Ferne oder im eignen Lande eine Reihe zusammenhangsloser Abenteuer bestehen ließ, konnte sich auch der Ungeschmack der Zeit am besten ausbreiten. Indessen muß man sich hüten, diese Robinsonaden über einen Kamm zu scheren. Auf den Wert einiger fremden Produkte ist früher aufmerksam gemacht worden. Die fernen Länder und Sitten im Sächsischen Robinson sind ganz anschaulich beschrieben. Ganz besonders nimmt der Schlesische Robinson, auf dessen eigne Stellung schon hingewiesen wurde, insofern einen wirklich hervorragenden Platz ein, als uns hier ein vorzügliches Zeitbild der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts geboten wird. Mit Benutzung von direkten Quellen, Offiziersberichten, fliegenden Blättern u. s. w. führt uns der Autor mit seinem Helden in die damaligen Europäischen Kriege; die lebendigen Schilderungen der Belagerung Wiens, dann der Einäscherung Heidelbergs, des Brandes von Speyer, der Festlichkeiten bei der Wahl des römischen Königs zu Augsburg, der Pest in Wien und Leipzig (1679) u. s. f. sind vom historischen Gesichtspunkt äußerst interessant. Der Schmerz des vortrefflichen, sittlich strengen Verfassers über „den entsetzlichen Zustand des armen Volkes“ bei dem Wüten der Franzosen in der Pfalz, sein Unwille über die „einheimische Verräterei“ der deutschen Adligen, welche die eignen Festungen den Franzosen übergeben und die Bürger der Städte, wenn sie sich einmal kräftig zu erheben wagen, selbst an der Verteidigung hindern, — denn „was gehet es die Canaillen an, ob gleich die Herrschaft oder Regierung daß gantze Land den Frantzosen übergebe“ u. s. w. — macht einen wirklich ergreifenden Eindruck. Auch der Niedersächsische Robinson ist nicht so übel; einige andere Werke, wie der Amerikanische, Sächsische Robinson

sind doch in den meisten Teilen sittlich. Denn im allgemeinen wandte sich die Gattung, vornemlich durch Hervortreten des erotischen Elements, ins Rohe und Gemeine. In fast allen Robinsonaden ist etwas davon. Gleich der Deutsche Robinson geht darin würdig voran. Die zusammenhangslosen Jugendstreiche und Erlebnisse des Bernhard Creutz, in der Schule, beim Koch u. s. f. gehören zum Gemeinsten und Häßlichsten, was je geschrieben ist. Es ist Realismus ohne jede Verhüllung. In der Jungfer Robinsone sind nur die Nachtseiten des menschlichen Lebens hervorgekehrt, die schmutzigsten Liebeleien jagen einander. Das ist noch mehr der Fall in der dem Leben des Joris Pines eingeschobenen Erzählung vom „Leben und Wandel des Europäischen Jungfer-Ordens". Es wird hier eine „Jungfer-Innung" im Haag geschildert, deren Zweck ist, „Leib und Sitten so zu gewöhnen, daß sie in jedermanns Augen fallen". Nur „Früchte des Verderbens" wachsen hier; je gottloser, um so besser. In Versen abgefaßte „Regeln der heutigen Ordens-Jungfern" (121 f.) werden mitgeteilt; die einzelnen Mitglieder Artesia, Eumene, Ophilena u. s. w. erzählen jede aus dem reichen Schatz ihrer Erfahrung von ihren Abenteuern, die, fast immer mit Foppen und Spielen mit betrogenen Liebhabern angefüllt, solch' gemeiner und obscöner Art sind, solche Rohheit der Gesinnung und dazu solch' albernes Spuk- und Zauberwesen zur Schau tragen, daß man meinen sollte, auch der plumpeste Mensch hätte sich dadurch beleidigt gefühlt. Auch in andern, so z. B. bei Lydio sind unter der Masse von Einzel-Erzählungen einige, die an Rohheit ihres gleichen suchen.

Wieviel davon die Robinsonaden aber auch in sich tragen, sie brüsten sich immer, der Inhalt sei nur vorhanden, um die wunderbaren Fügungen der göttlichen Vorsehung oder „Providentz" zu zeigen, im genauen Anschluß an Defoe, in dessen Werk die „Providence" bei allen Gelegenheiten hervorleuchtet. Wie sie sich für mehr als Abenteurererzählungen ausgeben, indem sie behaupten, das Enthaltene sei alles wirklich erlebt, so wollen sie auch der Forderung genügen, „daß der Leser alle Augenblicke Gelegenheit haben solle, sich aus dem Vorgebrachten zu erbauen und zu bessern."[1]) „Man kann die grosse und unerforschliche Providentz der allerhöchsten

[1]) Vorrede zur Übersetzung von Defoes Moll Flanders u. s. w. A. d. Engl. verteutscht durch Mattheson. Hamburg 1723. [Exemplar in Hamburg.]

Weisheit augenscheinlich und als in einem Spiegel, in denjenigen Begebenheiten, die sich darinnen präsentiren, zugetragen, sehen." Ähnlich in den Vorreden überall. Alle Geschichten und Streiche sind zur Warnung und Besserung, vornehmlich für junge Leute, bestimmt, und um die Gnade Gottes recht zu erkennen, die sich auch über den Sünder erbarmt. Am Abend ihres bewegten Lebens werden denn gewöhnlich die deutschen Robinsone plötzlich sehr in sich gekehrt; ähnlich wie Crusoe, nur glaubt man es den Deutschen nicht ernstlich. Lydio und seine vielen adligen Freunde, die alle aus Rustan's Gefangenschaft entfliehen, werden, während sie vorher äußerst zweifelhaften Charakters waren, durch ihre Lebensschicksale zu Tugendengeln, die nur wünschen „durch die Allmacht des Höchsten bald aus dieser jammervollen Welt in den ewigen Sternen-Saal versetzt zu werden." Und besonders sind die Bücher würdig gelesen zu werden, weil sie mit „untermengten artigen Moralien ausgeschmückt sind." Mitten in den Erzählungen finden sich immerfort seitenlange, durch dicken Druck oder Anführungszeichen recht kenntlich gemachte moralische Einschiebsel, fromme und nützliche Ermahnungen des Helden an sich und andere, auch pädagogischen Inhalts über Auferziehung und Heirat der Kinder u. s. f. Natürlich lag dieser belehrende Zug in der Zeit der „Moralischen Wochenschriften". In den Robinsonaden wird dies Element, ursprünglich dem englischen Robinson nachgebildet, stereotyp und notwendiges Beiwerk. Je mehr sich solche Einschiebsel finden, desto schlechter sind die Robinsonaden. Es ist nicht die Moral, die sich aus der Erzählung ergiebt, sondern sie ist unwahr durch und durch; wir sehen, wie wenig ernst gemeint sie ist. Sie wird das Armensündermäntelchen für alles Rohe und Gemeine, das zur Warnung, nicht zur Nachahmung vorgebracht wird. Unter dem Mantel der Ermahnung an die „unschuldigen Herzen junger Mägde" sind die schmutzigen Abenteuer der Jungfer Robinsone geschrieben. Zur Mahnung hinterläßt Pines seinen Töchtern die „Geschichte des Jungfernordens".

Der Vorwurf der Gemeinheit ist der schlimmste, den man gegen diese Robinsonaden erheben kann. Denn trotz aller Abenteuerlichkeit stehen sie fast durchaus auf dem Boden der Möglichkeit. Wohl erscheint jetzt, um zur Opposition gegen die Nachahmungen Defoes zu dienen, Lucian, — natürlich als ein Robinson, um Erfolg zu haben — der sich, wie bekannt, zur Zeit Hadrians,

wo ein Hang zu Schwärmerei und unglaublichen Dingen überhand nahm, gegen Blendwerk und Betrug wandte,[1]) und nun, indem er seine Geschichten für etwas erklärte, das „es durchaus nicht giebt und das man deswegen nicht glauben soll," das Übertriebenste in Aufschneidereien leistete. Er wurde zum selben Zwecke in Deutschland bei Beginn des 17. Jahrhunderts hervorgeholt. 1603 giebt Gabriel Rollenhagen, der Sohn des Froschmäusler-Verfassers, nebst andern fabelhaften Sachen den Lucian in einem Werke[2]) heraus mit parodistischer Tendenz gegen Aberglauben und Lügen, indem er sich besonders von seinem protestantischen Standpunkt gegen die „Gottes und Ehrvergessene Münche" wendet, „die sich nicht geschemet, ihren unschuldigen Heiligen solche Lucianische possen anzudeuten." In einem Anhange thut Rollenhagen die Unglaubwürdigkeit von einzelnen Punkten in den vier Büchern mit Gelehrsamkeit oder seltener Witz dar. Das Werk wurde in der nächsten Zeit sehr viel begehrt,[3]) nicht der gelehrten Anmerkungen wegen, sondern weil man sich an den Aufschneidereien ergötzte, die besonders in den abenteuerlichen Reisegeschichten ihr Unwesen tüchtig forttrieben. Es war diese Sucht nach unglaublichen Dingen bei den niedrigen Klassen eine Folge des großen Druckes, der auf ihnen lastete. Bei freieren Geistern macht sich Opposition dagegen geltend. Grimmelshausen giebt im Simplicissimus[4]) eine ergötzliche Aufzählung all des lügenhaften Stoffes, der geglaubt wurde, Reuter parodiert im Schelmuffsky die aufschneiderischen Reiseberichte und macht sie lächerlich. Setzen die Robinsonaden auch in gewisser Weise diese Reisegeschichten des 17. Jahrhunderts fort, so wurde der Blick der Zeit doch freier, um sich noch „ein hauffen prahlens und Auffschneidens wol zehen Ellen lang" gefallen zu lassen. Lucian tritt jetzt als „der Vorgänger aller der Ritter, welche den Namen Robinson führen,"[5]) auf, aber weniger Aufschneidereien und lügenhaften Schilderungen gegenüber, sondern der Herausgeber will „nur darwider protestiren, daß man die fingirten," d. h. rein erdichteten und nicht auf Thatsächlichem beruhenden „Begebenheiten den Leuten nicht

[1]) vgl. die Einleitung von Wielands Ausgabe 1788. — [2]) Vier Bücher Wunderbarlicher biß dahero unerhörter und unglaublicher Indianischer Reysen, durch die Lufft, Wasser, Land, Helle, Paradiß und den Himmel. Mit etlichen Wahrhafften, jedoch bey vielen Gelehrten glaubwirdigen Lügen. — [3]) vgl. Goedeke, Grdr. II, 510. — [4]) Buch VI, Cap. 14. — [5]) Bibl. II. a. 18.

als eine Wahrheit und Evangelium aufdringen wolle. Nein! Hierinnen ist gegenwärtiger unser Autor Lucianus, der sonst eben nicht der beste Bruder mag gewesen seyn, viel aufrichtiger" ꝛc. Er druckt die „wahre Geschichte" mit der Vorrede etwas gekürzt ab. Dann bringt er eine „Continuation der wahren Geschichte" von Frémont, die ganz allegorisierend, völlig gegen Lucian abfällt. Zum Schluß folgt noch etwas zur angenehmen Unterhaltung, eine Art Robinsonade, auf die schon hingewiesen wurde,[1]) und die hier ihre Stelle finden möge. „Die Begebenheiten des Orest" sollen aus einem griechischen Manuskript stammen. Uranophilus geht nach Verlust aller väterlichen Habe auf die Insel Delos; dort untersucht er die Geheimnisse der Natur und bemüht sich, zur Erkenntnis seiner selbst zu gelangen. Nach einiger Zeit trifft er dort einen alten Einsiedler, Orest, an. Der erzählt ihm seinen Lebenslauf, in dem allerlei fremde Stoffe, so die Geschichte von Polycrates, eingewoben sind. Uranophilus erkennt sich darauf als Sohn von Orests vertrautem Freunde Alcinus, und beide sind sehr erfreut über dies Zusammentreffen. Orest vermacht dem Freunde viele Güter und kehrt nun — man weiß nicht, weshalb — nach Jonien zurück. Jedes Jahr besucht er den Uranophilus auf seiner Insel, der nach dem Tode des Orest dessen Andenken bis an sein Ende verehrt.

Die Hoffnung des Verfassers, das Buch würde dem Leser „eben so viel, wo nicht mehr Nutzen und Vergnügen verschaffen, als einer von denen Robinsons" ging nicht in Erfüllung. Wenigstens wird es später nie erwähnt, man wollte sich lieber auf realem Boden halten als Lucian in den Walfisch folgen. Reichards Bemerkung, daß „Thiere, wie sie Linné nicht kannte, Eylande, die unsere Cooks und Forsters vergebens in allen Meeren suchen würden, in den Robinsonaden haufenweise vorkämen," trifft darauf im allgemeinen durchaus nicht zu. Zwei unter diesen Nachahmungen erinnern an die Aufschneidereien, die Simplicissimus aufführt. Einmal das öfter erwähnte wunderliche Machwerk: „Joris Pines. Hier giebt es fabelhafte Tiere aller Art; „Kuh-Esel", in deren Kopf der wunderthätige Bezoar-Stein u. s. w. Besonders gegen Schluß werden die unglaublichsten und albernsten Dinge ohne Sinn und Verstand zusammengeschmiert und allen Ernstes aufgetischt. Nach Pines' Tode

---

[1]) vgl. S. 54.

geht Lawson, dessen und der Mohrin Sohn, auf Entdeckungen aus und findet in den unbekannten Südländern alle möglichen Völkerschaften, Pygmäen, die mit Kranichen Krieg führen, Städte mit 12000 steinernen Brücken ꝛc. Es ist geradezu eine Versündigung an der menschlichen Vernunft. — Und weiter gehört hierher der auch schon als schlimmes Muster aufgestellte Deutsche Robinson. Bernhard Creutz wird nach vielen Abenteuern von Piraten überfallen, doch rettet er sich mit einigen Gefährten in eine Chaloupe, die vom Strom in einen Fischrachen getrieben wird. „Die Zähne stunden wohl eine Viertel-Meile von einander. (S. 125 ff.) Da wir den gantzen Tag und Nacht im Maule und Kehle dieses Fisches gefahren, so kamen wir endlich durch die Gurgel in den Bauch." Dort findet er eine ganz neue Welt, in der manches besser ist als in Europa — die eigentliche Robinson-Insel, auf die, wie wir sahen, Creutz verschlagen wird, ist dies übrigens nicht, wie Hettner meint. — Macht der Fisch die Augen offen, so ist es Tag, macht er sie zu, so Nacht. Der König des Landes, welches Creutz betritt, heißt Sicsex; seine Gemahlin, die „Frau Sicsexen, ein admirable schön Mensch" wird grade glänzend empfangen. Da drängen sich Festlichkeiten mit Aufzügen, da giebt es herrliche Speisen, auch „Klebe-Bier, welches als der beste Jenaische Dorf-Teuffel schmeckt." (S. 133.) Bernhard Creutz wird „Officier de Marine", dann Kanzler und endlich General. Als solcher führt er große Kriege mit 40000 Soldaten und 300 Kriegsschiffen gegen andere Könige. Es sind nämlich noch 4 Königreiche im Lande, von deren Einrichtungen wir auch hören. Die Bewohner alle nennen sich „Leviathanitten, und hoffen, wenn ihr Meßias kommen würde, so werde er sie aus diesem grossen Fisch heraus führen, den Fisch aber im Meer sieden, und sie darauf zu Gaste laden." (145.) Plötzlich wird Creutz „über 3 Teutsche Meilen vom Fisch ausgespieen und in die Luft geworfen." So wird er aus einem „grossen Mann zu einem Dreck-Käfer." In Grönland fällt er durch den Schornstein in ein Bauernhaus, gerade in den „Pfanne-Kuchen", den die Frau backt. Er wird nun Walfischfänger und kommt dann auf seine Insel.

Man könnte hiernach versucht sein, im Deutschen Robinson eine Art Münchhausiade, ein Lügenmärchen zn erblicken. Aber diese Partieen, in denen eine Anlehnung an Lucian wohl offenbar, vom Geist des griechischen Autoren aber kein Fünkchen ist, nehmen doch

nur einen sehr kleinen Raum ein in dem, wie oft bemerkt ist, verrückten und sich im Schmutz des Alltagslebens ergehenden Buche. Der Unsinn giebt sich in ihm vielfach auch in der Sprache zu erkennen. Die eine Probe möge genügen, daß Creutz, als er seine Mutter nach jahrelanger Trennung ganz wider Erwarten antrifft, seine Überraschung allein in dem Ausrufe äußert: „Potz Himmel! Hölle voll Flaschen! Sauerkraut!" — Derartige Albernheiten, wie sie sich im Deutschen Robinson finden, können aber sonst nicht, wie Hettner glaubt, in ermüdender Anzahl aufgeführt werden.

Obschon nun die meisten Robinsonaden allem höherem Leben fern stehen und in einer Zeit des allmählichen Aufschwungs nur zu häufig Gemeinheit der Lebensansicht förderten und so nur von schlechtem Einfluß sein konnten, so bleibt ihnen für uns, weil der Inhalt mitten aus dem Leben gegriffen und ungeschminkt dargestellt ist, ein großer sittengeschichtlicher Wert.[1]) Denn ungleich mehr als in den galanten Romanen blicken wir in den vielen Robinsonaden in das gewöhnliche Alltagsleben und in die Anschauungen gerade der großen Kreise. Art der Erziehung, Schul- und besonders Studentenwesen, mit seinem „pursicosen fressen und saufen", mit seinen Raufereien, Degenwetzen, Pennalismus und „akademischen Nymphen", ferner Aberglauben, wie er im Volke spukt, Gewohnheiten aller Art, die sich immer mehr ausbreitende Sitte des Kaffeetrinkens, u. s. w.; diese einzelnen Schilderungen ergeben an einander gereiht ein allgemeines Bild der damaligen deutschen Zustände. Traurig sind meist die Verhältnisse häuslichen Lebens, locker die Familienbande, unsicher ist das öffentliche Leben; die Gefühlsroheit jener Zeit giebt sich zur Genüge kund, schon darin, daß diese Bücher so eifrig gelesen wurden. Es war vielfach im letzten Grunde die Sucht nach Rohem und Gemeinen und das Enthaltene der Leser eigne Ideen.

An der Hand der hier eingehend behandelten Robinsonaden ist ein Überblick über die ganze weitaus größte Klasse der Nachahmungen Defoes in Deutschland gewonnen. Was über die Stoffe, den allgemeinen Charakter, Unwert und Wert dieser Werke gesagt ward, gilt mit allem Recht von den „rein abenteuerlichen" Robinsonaden überhaupt. Bisweilen wird, wie vorher,

---

[1]) Das hierauf bezüglich gesammelte Material soll später verwertet werden.

das historische oder beschreibende Element mehr herausgehoben; fremde Originale und stofflich außer der Reihe stehende Werke erscheinen viel seltener. Zur episodenhaften Schilderung eines insularischen Lebens, die dann und wann sich findet, treten neue Züge nicht hinzu. Es ist klar, daß diese Gattung immer mehr verflachen mußte und, freilich allmählich, in die tiefsten Kreise der lesenden Welt sank. Eine spätere Arbeit wird sich im wesentlichen darauf beschränken können, das meiste, was noch folgt, auf Grundlage des Gesagten zu registrieren und einzelne bessere Produkte, die immer noch erscheinen, herauszuheben. Lange übt der Name des Lieblingsbuches noch seine Anziehungskraft in diesen abenteuerlichen Erzählungen, die ungestört ihr Wesen forttrieben, ohne durch eine Persiflage, wie sie etwa Reuter seiner Zeit geübt hatte, behindert zu sein. Wohl kehrte sich ein wirklich besserer Geschmack und die gelehrten Kreise gleich von der ersten berüchtigten deutschen Nachahmung entschieden ab; aber es war eben nur ein verächtliches Abwenden. Diese ganze Gattung wurde in Bausch und Bogen verworfen und für rein erdichtet gehalten, so Laguets Abenteuer, deren Wahrheit man früher nicht in Zweifel gezogen hatte. Schon nach dem Erscheinen des Holländischen Robinson und besonders des Peter von Mesange war Vischer oder der Hamburger Buchhändler erzürnt, daß „der Nahme von Robinson sich müsse hudeln lassen;“ [1]) und 1731 will Wiering ein Register aller Robinsone nach Defoe geben, sieht aber davon ab, weil „zuviele Bastarde unter denselben, die meist des Namens nicht würdig wären.“ [2]) Auf den Lucianischen Robinson wurde schon hingewiesen, der sich gegen die angebliche Wahrheit der Robinsonaden wendet. „Ob der Inhalt der Piecen der Herrn Imitatores auch des angemasten Tituls würdig sey, solches will er dem gusto eines jedweden verständigen Lesers überlassen. Eine übernächtige Speise mit einer frischen Brühe aufwärmen und allerhand abgeschmackte Histörgen zusammen stoppeln, alsdann ein Corpus daraus zu formiren, und der Sache einen beliebten Titul zu geben, sei in der That eine schlechte Kunst, und er verobligire sich, daß Simplicissimus u. s. w. viel sinnreicher und glücklicher an Inventionen gewesen, als die Herrn Robinsonianer. Der Telemaque, Don Quichote und hundert andere dergleichen seien viel divertissanter und lesenswürdiger.“ Der Verfasser des Schlesischen

---

[1]) Vorrede zu H I 1721. — [2]) Vorrede zu H I 1731.

Robinson wendet sich gegen diese Gattung, die in „Decadence“ falle; der Herausgeber des Spanischen ist empört über diese Werke, vor denen „honnette Gemühter“ einen Abscheu haben müßten. Öfter findet sich in den Vorreden ein solches Polemisieren. Auch der Autor des späteren Polnisch-Preußischen Robinson meint, der Name Robinson sei recht altväterisch; er nennt aber wie die übrigen — wir haben gesehen weshalb — sein Buch doch so, das im Grunde nichts anderes bietet als jene.

Wie geschildert, stand es mit der Nachahmung Defoes in Deutschland, als 1731 eine wirkliche Vertiefung des Stoffes eintrat durch ein Werk, das wieder fast wie der englische Robinson die weitesten Kreise in Anspruch nahm und seinerseits eine zweite Gruppe von Robinsonaden hinter sich her zog.

V.

Die Insel Felsenburg.

Es möge zunächst eine Inhaltsübersicht der Insel Felsenburg [1]) folgen.

Eberhard Julius, der Sohn eines wohlbemittelten Kaufmanns, wird am 12. Mai 1706 in Sachsen geboren, „etwas zärtlich, jedoch christlich und ordentlich“ erzogen, 1723 auf die Universität Kiel, von dort „mit den herrlichsten Attesten seiner Professoren“ nach dem „galanten“ Leipzig geschickt. Da erhält er in den ersten Tagen der „Mess-Woche“ einen Brief von seinem Vater, worin dieser ihm mitteilt, daß er nach Ost- oder Westindien gehen würde, um sein Glück zu machen, weil „sein Compagnon einen Banquerott auf 2 Tonnen Goldes gemacht“ habe. Mitten in der äußersten Bestürzung empfängt der Sohn die dringende Aufforderung eines Capitains Wolfgang, alsbald zu ihm nach Amsterdam zu kommen, weil er ihm ein Geheimnis anvertrauen möchte, das er leider Eberhards Vater nun nicht mehr habe sagen können. Er willfahrt dem.

---

[1]) Bibliographie III. a.

In Amsterdam übergiebt ihm der Capitain einen versiegelten Brief, den er im Namen der heiligen Dreifaltigkeit erbricht. Derselbe ist datirt: Felsenburg, 29. Sept. 1724 und enthält die herzliche Bitte eines Albert Julius an seinen unbekannten Enkel, wer dieser auch sein möge, zu ihm zu kommen und in allen Stücken dem Capitain Wolfgang zu vertrauen. Eberhard Julius beschließt, nachdem er von dem Capitain genügend von der Wahrheit dieser Nachricht und den Zuständen auf Felsenburg unterrichtet ist, am 27. Juni 1725 mit in See zu stechen; sie führen reiche Vorräte aller Art und außerdem viele Bibeln, Gesang- und Gebetbücher mit sich. Eberhards ehemaliger Informator Schmelzer, außerdem der Chirurg Kramer, der Mathematiker Litzberg, der Uhrmacher Plager, der Posamentierer Harkert fahren auf Wolfgangs Anraten mit nach Felsenburg. Sie berühren die Insel Teneriffa, das „Cabo Verde“, dann die „Linie“, passieren am 18. Oktober den „Tropicum Capricorni“ und landen am 12. November 1725 unter Kanonendonner auf Felsenburg. Die eigentliche Schiffsmannschaft fährt unter dem zum Capitain beförderten Lieutenant Horn, ohne den Grund der Landung zu erfahren, wieder ab; Wolfgang aber und seine Gefährten werden von 30 Männern in fremder Tracht bewillkommt und in das „schönste Lustrevier der Welt“ geleitet. In der Mitte der Insel liegt die Behausung des Albert Julius, eines ehrwürdigen Greises, mit „venerablen weissen Barth, der ihm fast bis auf den Gürtel herabreicht.“ Er wird durch die Freude einen Blutsverwandten noch vor seinem Tode auf der Insel zu erblicken, ganz verjüngt und begrüßt Eberhard aufs herzlichste. Den Bitten der neuen Ankömmlinge, die voll Erstaunen gern über dies wunderbare Inselreich näheres hören möchten, willfahrt der Altvater und erzählt dem Magister Schmelzer, dem Capitain Wolfgang und seinem Enkel ausführlich seine Lebensschicksale. (S. 110 ff.) Albert Julius wird am 28. Januar 1628 geboren; sein Vater endigt in den Kriegsunruhen sein Leben auf dem Schaffot, auch seine Mutter stirbt bald, und so muß er den Bettelstab ergreifen. Er verlebt eine abenteuerreiche, traurige Jugend, bis ihn in Bremen, als er gänzlich verarmt ist, da seine Treuherzigkeit von andern aufs übelste ausgenutzt wird, ein reicher holländischer Kaufmann, van Leuven, in seine Dienste nimmt. Albert begleitet ihn 1646 nach England und hilft ihm durch eine Verkleidung seine heimlich angetraute Ge-

liebte, die schöne Concordia Plürs, die zu heiraten Leuvens Vater dem Sohne untersagt hat, über Dover nach Calais zu entführen. Von dort geht es zu Schiff nach dem Cap, aber unweit desselben überrascht sie ein furchtbarer Seesturm, und das Schiff scheitert. Andern Tags erwacht Albert auf einer Sandbank; von der ganzen Mannschaft ist nur Concordia, Leuven und zu ihrem Unglück der Schiffskapitain Lemelie gerettet, der das böse Element unter den drei guten Menschen werden soll. Nur „Wasser und Himmel“ umgeben sie in ihrer Einsamkeit. Concordia fällt in hitzige Fieberphantasieen, in denen sie ihre leidenschaftliche Liebe zu Leuven verwünscht, bald wieder überglücklich ist, diesen bei sich zu sehen. Der jugendliche Albert übernimmt jetzt die Rolle des besonnenen, thätigen Fürsorgers. Es gelingt ihnen in einem Nachen, der aus dem Schiffe gerettet ist, nach dem nahegelegenen, hohen Felsen überzusetzen, aus welchem sie einen großen Strom schönsten, klaren Wassers hervorschießen sehen. Unermüdlich schafft Albert möglichst viel Dinge aus dem gescheiterten Schiffe heraus und herüber, sorgt für ein Lager in der Felsenkluft, während Lemelie teilnahmlos vor sich hin brütet. 14 Tage verstreichen, ohne daß sich den sehnsüchtig Wartenden ein Schiff zeigt. Eine bevorstehende Hungersnot wehren sie dadurch ab, daß sie Tiere, besonders See-Kälber schießen und Fische angeln. Als Albert aber einst auf der Jagd nach Geflügel die höchsten Klippen übersteigt, sieht er jenseits ein herrliches Thal auf der Insel liegen. Hocherfreut kommen die Schiffbrüchigen mit ihren Vorräten beladen dorthin. Einige Spuren, so ein mit Pfählen umzäunter Garten, Reis- und Weizen-Pflanzungen, aufgebundene Weinreben u. s. w. deuten darauf, daß hier schon einmal Menschen gewohnt haben. Ein See mit einem zweiarmigen Fluß bewässert die blühende Landschaft. Aber mit ihrem Einzug hierhin bricht auch des finstren Lemelie lang verhaltner Plan hervor, daß ihnen in der Einsamkeit gemeinsam die schöne Concordia zum Weibe dienen soll. Doch solange „adelich Blut in Leuvens Adern rinnt, wird er seine Concordia mit keinem Menschen auf der Welt theilen, da er ihr beständige Treue zugeschworen hat.“ Hierdurch und durch Alberts Freundschaftsversicherungen versiegen die Thränen der Armen allmählich; eine scheinbare Versöhnung mit Lemelie wird hergestellt. Auch wird jetzt ihre Aufmerksamkeit anderweitig sehr in Anspruch genommen. Sie entdecken eine „angenehme Sommerlaube“, ein

„grünes Lustgewölbe“, von Menschenhand erbaut; und bald darauf gewahrt Albert, als er auf einem Streifzuge „vier Ellen tief“ hinunter in einen Graben fällt, eine dunkle Höhle, tief in einen Felsen eingearbeitet. Ein Traumbild in der folgenden Nacht mahnt ihn trotz alles Grausens, das sie empfinden, die fürchterliche Höhle zu betreten. Ein weites Gewölbe mit Kammern und vielem Hausgerät thut sich ihnen auf. Rechter Hand sitzt ein Mann, wie schlafend; es ist das nächtliche Traumgesicht. Eine lateinische Lebensbeschreibung auf dem Tische besagt ihnen, daß ein Spanier, der Edelmann Cyrillo de Valaro hier schon als erster Robinson auf der Insel gelebt hat. Seine Geschichte wird am Ende des ersten Bandes besonders mitgeteilt. Einer dort befindlichen Inschrift gemäß bestatten sie den Körper. Viele Schriftstücke und Becher mit unschätzbaren Kostbarkeiten finden sie in der Höhle, die nun ausgeräuchert und zum Aufenthalt hergerichtet wird. Noch vieles wird von der andern Seite der Felsen herbeigeschafft, Pflanzung und Saat begonnen. Lemelie nimmt an nichts Anteil; „er stellt sich kränker, als er ist, hat aber doch soviel Kräfte, der Concordia einmahl über das andere soviel vorzuschwatzen, um sie dahin zu bewegen, seiner Wollust ein Genüge zu leisten.“ Als er Concordia auf keine Weise dahin zu bringen vermag, „ihrem Ehe-Manne untreu zu werden“, stürzt er Leuven, der jagen gegangen ist, verräterisch von einer Klippe herab. Concordia findet den Leichnam und meint, Leuven sei durch einen Fehltritt umgekommen; in ihrem unendlichen Jammer sucht der treue Albert sie durch Bibelworte zu trösten, mit dessen Hilfe sie unter heißen Thränen Leuven an der Seite des Cyrillo bestattet. In „dumpfer Beklommenheit“ bleiben die drei zurück. Lemelie glaubt sich jetzt am Ziel seiner Wünsche; als aber Albert entschlossen für Concordien eintritt, stürmt er auf diesen ein und verwundet sich selbst in seiner Wut und Raserei tödlich, indem er in Alberts Stilett rennt. Sterbend beichtet er seine ungezählten Sünden und gesteht, daß er Leuven zu Tode gebracht und längst einen Anschlag auf Alberts Leben geplant hat. In höchster Betrübnis beschließen Albert und Concordia, „alles Gott anheim zu stellen.“ Concordia fällt in fieberhafte Aufregung; auf ihre Bitten leistet ihr Albert feierlich einen Eid, nie ihrer Ehre zu nahe treten zu wollen. Nach kurzer Zeit wird Concordia von einer Tochter Leuvens entbunden; Albert vertritt die Stelle des Predigers und fürsorglichen Haus-

vaters. Aber er selbst erkrankt jetzt schwer, da er die Wunden, die ihm Lemelie beigebracht, nicht beachtet hat; aufs liebevollste ist Concordia um ihn bis zu seiner Wiederherstellung besorgt. Ein Jahr leben sie nun zusammen, eifrig bemüht, ihr kleines Hauswesen auf alle Weise in bessern Stand zu setzen; sie säen, sieben Mehl, backen u. s. f. Aber Albert gerät in einen immer größeren inneren Zwiespalt; er ist „ein junger, starker und fast 20 jähriger, begüterter Mensch, der wohl eine Frau ernähren kann“; doch andererseits hat er Concordien einen Treuschwur geleistet, und den will er keinenfalls brechen. Sie nimmt herzlich Anteil an dem Schwermut des treuen Lebensgefährten. Ihrem beiderseitigen „verdeckten Kummer“ macht sie ein Ende, indem sie ihm zu seinem zwanzigsten Geburtstage einen Brief schreibt, in welchem sie „durch seine reine und herzliche Liebe bewogen“ sich selbst ihm zur künftigen Gemahlin anträgt. „In Ermanglung eines Priesters und anderer Zeugen“ findet „in Gottes und der heiligen Engel erbetenen Gegenwart“ die Hochzeit statt. Ein reicher Kindersegen beglückt sie. 1648 werden ihnen Zwillingssöhne, Albertus und Stephanus, geboren; bis 1657 noch 6 Söhne oder Töchter. Vortrefflich erzogen wachsen sie alle blühend heran; die schöne Concordia, Leuvens Tochter, unterstützt die Mutter in häuslichen Pflichten. Die wachsende Befürchtung einer Blutschande unter den Kindern wird zu gutem Glück durch fremde Ankömmlinge aufgehoben. Im Jahre 1664 sehen sie nach einer stürmischen Nacht die Küste voll von angetriebenen Waren und bemerken zwei Männer, die sich vergeblich bemühen, an Land zu kommen. Es sind Engländer, Amias und sein Neffe Robert Hülter, die auf der Heimreise Schiffbruch erlitten haben und nun von den Felsenburgern gerettet und herzlich aufgenommen werden. Nach kurzem heiratet Robert Concordia und nennt sich Robert Julius. Der würdige Amias schlägt vor, ein Schiff nach St. Helena auszurüsten, um von dort Christen zur Heirat mit den Kindern herüberzuholen. Während der Vorbereitung zu dieser Fahrt strandet aufs neue ein Schiff in der Nähe von Felsenburg, von dem 5 Insassen mit dem Leben davon kommen. Es sind zwei Frauen und drei Männer. Die Zwillingssöhne, Albert und Stephan, heiraten die beiden Frauen, Julia von Manders und deren Dienerin Sabina. Simon Heinrich Schimmer, ein „resoluter Teutscher“, Jakob Larson, ein Schwede, der sich als Schlosser auf der Insel

sehr nützlich erweist, und David Rawkin, ein Engländer, heiraten Töchter des Albertus, Maria, Elisabeth und Christina. So sind 1668 20 Personen auf der Insel. 1671 wird die Fahrt nach St. Helena ins Werk gesetzt und nach einer abenteuerlichen Reise drei Frauen aus den Händen der Holländer zu ihrer Freude und mit voller Einwilligung nach Felsenburg entführt. Virgilia von Cattmers wird mit Alberts Sohn Johannes, ihre Magd Blandine mit Christoph und ihre Stieftochter Gertraud mit Christian vermählt. Alle Kinder sind bis 1674 verehelicht. Mit dem Anwachsen des kleinen Kreises wird auch die Gemeinschaft der Felsenburger äußerlich lockrer. Kurze Zeit nach dem allseitig schmerzlich empfundenen Tode des Amias trennt sich Robert mit seiner Concordia zuerst von dem alten Stammhause und gründet ein eignes Heim auf der Insel; die andern folgen seinem Beispiel, so daß sich bald überall Colonien auf dem Eiland erheben. 1692 ist Albert mit seiner Concordia allein auf dem Hügel, wo die Kinder ihrem Altvater 1694 ein schönes Wohnhaus, die „Albertsburg" erbauen; jeder der 9 Stämme schickt ihm ein Kind zur Bedienung und zum Zeitvertreib. Der Tod beginnt jetzt in den Kreis der Felsenburger einzutreten: 11 Personen, unter ihnen besonders die ehrwürdige Stammmutter Concordia, werden bis zum Jahre 1723 aus dem „irdischen Paradiese in das himmlische versetzt." In dem noch immer rüstigen Altvater reift mehr und mehr der Wunsch, trotz seiner glücklichen Zufriedenheit auf der Insel etwas von Europa, insbesondere von seinen Blutsverwandten zu hören. 1721 hat der Capitain Wolfgang die Gemeinschaft der Felsenburger vermehrt. Auf einer Seereise wird er nämlich durch treulose Matrosen auf diesen vermeintlich wüsten Fels ausgesetzt, bald dann von den Felsenburgern herzlich aufgenommen; eine wachsende Neigung zu Sophie, einer Tochter Christians, Alberts Sohn, heißt ihn trotz seines unstäten Sinnes auf Felsenburg verbleiben. Als Albertus ihn bei seiner Lebenserzählung einen Julius erwähnen hört, läßt es ihn keine Ruhe, bis er Wolfgang dahin vermag, nach Europa zu reisen, um etwa noch lebende Geschlechtsgenossen herüber zu holen, damit sie an seinem Glücke teilnehmen; auch einen Priester, dessen Fehlen ihn längst beunruhigt, und tüchtige Handwerker soll er mitbringen. Im Herbst 1724 reist Capitain Wolfgang auf einem holländischen Schiffe nach Amsterdam, und wir wissen bereits, in welcher Weise er seine Auf-

gabe dort erledigt. Mit Eberhard kommt er zurück und heiratet nun Sophie. Der Prediger Schmelzer und Eberhard Julius nehmen allein Wohnung bei dem Altvater auf der Albertsburg. Die angekommenen Handwerker werden, nachdem sie ein Gelöbnis der Treue und Redlichkeit geleistet, in die verschiedenen Pflanzorte verteilt. — Die Lebenserzählungen der neuangekommenen Europäer nehmen den größten Raum des zweiten Teils der Felsenburg ein. In dem kleinen Gemeinwesen erscheint mehr und mehr Albert Julius als der von allen geehrte, würdige Regent. Für die Erziehung der heranwachsenden Jugend wird gesorgt. Schmelzer, der unermüdliche Seelsorger, richtet eine Schulanstalt für 18 Knaben von 12—14 Jahren ein, wo sie von ihm in der Theologie und den „Grundsprachen", von seinem getreuen Gehilfen Eberhard in Latein, Rechnen und Schreiben unterrichtet werden. Ein längst im Bau begonnenes Gotteshaus wird vollendet. Eberhards Gedanken sind indessen immerfort auf seinen verschollenen Vater gerichtet; obschon er entschlossen ist, besonders aus Liebe zu seiner noch minderjährigen Cordula, auf Felsenburg zu bleiben, zieht es ihn deswegen doch, nach Europa zu fahren. Dazu wird ihm bald erwünschte Gelegenheit. Im August 1728 nämlich landet der Capitain Horn, derselbe, der vor drei Jahren Wolfgang und Eberhard Julius nach Felsenburg gebracht hat, an der Insel. Er hat eine Zeit voll abenteuerlicher Seereisen hinter sich. Einige der Schiffshandwerker werden auf Felsenburg aufgenommen; mit der übrigen Mannschaft, die nichts von dem kleinen Staate zu hören und zu sehen bekommt, und Eberhard Julius an Bord, fährt Horn im November unter den Abschiedsschüssen der Felsenburger nach Holland und kommt im März 1729 auf Texel an. Eberhard gelingt es gar bald, von Herrn W. in Hamburg, einem getreuen Freunde seines Vaters, Kunde von diesem zu erhalten. Er eilt zunächst nach Schweden, wo er nur noch seine Schwester vorfindet, die er von einem ihr aufgezwungenen Verlobten, Peterson, dem der Vater finanziell sehr verpflichtet ist, mit seinen Felsenburger Schätzen befreit. Er reist mit ihr in seine Geburtsstadt, wo er den Vater überrascht, der voll freudigen Erstaunens über die wunderbaren Schicksale seines Sohnes ebenso wie die Schwester mit nach der glücklichen Insel zu fahren beschließt. Im November 1729 reist Horn mit ihnen und zwei jungen Geistlichen, Herrmann und Schmelzer jun., der sich mit

Eberhards Schwester verlobt, von Amsterdam ab (3 ter Teil der Felsenburg) und erreicht nach stürmischer Fahrt am 4. Juni 1730 Klein-Felsenburg, — eine kleinere, ganz naheliegende Insel — wo die Matrosen zunächst verbleiben. Sie finden in Groß-Felsenburg noch alles beim alten; über die Wiedervereinigung herrscht ungeteilteste Freude. Feste aller Art drängen sich in der Folgezeit, bis das Ableben des Altvaters Albert einen bedeutenden Riß in der Geschichte der Insel verursacht. Ein Erdbeben läßt ihn seinen Tod vorausahnen; indem seine letzten Worte und Wünsche den Seinigen gelten, scheidet er ruhig und gefaßt am 8. Oktober 1730, in seinem 103 ten Lebensjahre. Sein Sohn Albert Julius II. folgt ihm als Regent und nimmt bald „die Huldigung von allen Stämmen“ an. Diese ernennen von jetzt ab je ein Mitglied zu einem Rate, der dem neuen Herrscher zur Seite steht. Dem patriarchalischen Regiment Alberts I. gegenüber bekommt die Regierung einen andern Character; Eberhard meint, er könne das ganze Werk wohl eine „Republic“ nennen. Beschreibung des Schulwesens, Errichtung neuer Gebäude u. s. f. nimmt nun wieder einen breiten Raum ein. Ein wunderbarer Fund von alten Urnen, Statuen und Götzenbildern wird in einer großen, abschüssigen, finstren Höhle Klein-Felsenburgs gemacht, die sie um Mitternacht unter Spuk, Geistererscheinungen und wunderlichem Stimmengewirr betreten. Im Januar 1734 geht Capitain Horn wiederum nach Europa, um neue Vorräte zu holen. — So weit die ersten drei Teile der Felsenburg. Nach einem Verlauf von 7 Jahren erschien dann 1743 noch ein letzter Band, der zum vierten Teil aus des zurückgekehrten Capitain Horns Lebensgeschichte besteht, im übrigen vollständig aus dem Rahmen der ersten Erzählung herausfällt. Er soll zunächst unberücksichtigt bleiben und später ausführlichere Erwähnung finden.

Das ist der knappgefaßte Inhalt eines Lieblingsbuches des zweiten und zumeist auch letzten Drittels vorigen Jahrhunderts.

Der Verfasser dieser Robinsonade tritt, wie sonst keiner, in einen ausgesprochenen Gegensatz zu seinen Vorgängern. Er ist vorn in den Reihen der früher besprochenen Opposition. Sein absprechendes Urteil über einzelne Robinsonaden, Lydio, Quarll, Pines, wurde schon angeführt. Er fürchtet, daß seines Lesers „Gehirne schon bey Erblickung des Titelblattes mit widerwärtigen Vorurtheilen angefüllet“

sei,[1]) und daß „mancher, der nur einen Blick darauf schiessen lassen, spreche und frage: Wie hälts, Landsmann! kan man sich auch darauf verlassen, daß deine Geschichte keine blossen Gedichte, Lucianische Spas=Streiche, zusammen geraspelte Robinsonaden=Späne und dergleichen sind? Denn es werfen sich immer mehr und mehr Scribenten auf, die einem neu=begierigen Leser an diejenige Nase, so er doch schon selbst am Kopfe hat, noch viele kleine, mittelmäßige und grosse Nasen drehen wollen.“ Und Gisander verwirft die ganze Gattung der Nachahmungen Defoes vor ihm, wenn er sagt: „Gedencket man ferner an die fast unzählige Zahl derer Robinsons von fast allen Nationen, so wohl als andere Lebens=Beschreibungen, welche meistentheils die Beywörter: Wahrhafftig, erstaunlich, erschrecklich, noch niemals entdeckt, unvergleichlich, unerhört, unerdencklich, wunderbar, bewundernswürdig, seltsam und dergleichen, führen, so möchte man nicht selten Herrn Ulrichen, als den Vertreiber eckelhaffter Sachen, ruffen, zumahlen wenn sich in solchen Schrifften lahme Satyren, elender Wind, zerkauete Moralia, überzuckerte Laster=Morsellen, und öffters nicht 6 rechtschaffene oder wahre Historische Streiche antreffen lassen.“ Ironisch fügt er hinzu, „es könnten ja aber alle diese Verfasser vielleicht eine gantz besondere gute Absicht gehabt haben, die er erstlich errathen müsse.“

Ist des Verfassers scharfes Urteil über seine Vorgänger wirklich berechtigt? In Bezug auf das Stoffgebiet ganz gewiß nicht; denn wir finden in dieser Robinsonade eine Fülle von wohlbekannten Zügen wieder. So zunächst im insularischen Leben der Schiffbrüchigen. Nicht nur, daß auch hier, so bald es nötig wird, Kisten und Kasten im Überfluß antreiben, u. s. w., sondern ebenso hier ein Einsiedler, der die Insel schon bewohnt hat und seinen Nachkommen auf derselben sehr vieles zur Erleichterung überläßt. Cyrillo de Valaro ist 1475 in Spanien geboren; seine abenteuerliche Lebensgeschichte (I, 490 ff.), die mindestens zum Teil auf einer wirklich aufgezeichneten Quelle beruhen muß, hat ein eigenartiges Gepräge, weil das geschichtliche Element in ihr ganz überwiegt. Er wird Page am Hofe zu Madrid, wo sein Vater eine hervorragende Stellung einnimmt. Nach mancherlei Schicksalen beteiligt Cyrillo sich an einigen Fahrten der Spanischen Conquistadoren Don Alphonso

[1]) Vorrede zum I. Bande. Dort auch das im ff. angeführte.

Hojez und Don Dicado de Riquesa; auf einem Streifzuge mit Balboa wird er 1513 von einem Sturm überrascht und an eine schöne Insel geworfen. Nur zwei Indianer bleiben ihm erhalten; er tauft diese Gefährten seiner Einsamkeit mit christlichen Namen und unterweist sie in christlicher Religion und kastilianischer Sprache. Nach Petrus' Tode lebt er noch einige Zeit mit seinem treuergebenen Christian Treuherz; als auch dieser 1557 stirbt, bleibt er allein. Hier bricht das fingierte lateinische Manuskript ab. Genau wie Crusoe pflanzen sie Getreide, schaffen sie auf Flößen die Sachen aus dem gescheiterten Schiff herüber, arbeiten sie eine Wohnung in den Hügel hinein, bauen sie ein Sommerhaus, eine „grüne Laubhütte". Noch stärker als in den behandelten Robinsonaden ist hier die Anlehnung an den englischen Robinson: die Figur des Treuherz erinnert ja auch sehr an Freitag. Kennt der Verfasser der Felsenburg Defoe recht gut, so nun noch besser dessen Nachahmer bis 1731, über die er so absprechend urteilt. Aus ihnen ist, vielleicht vielfach unbewußt, gar manches in sein Werk hinübergeflossen, das viel mehr ähnliche Züge mit den Robinsonaden aufweist, als diese unter einander zeigen. Albert und Leuven stoßen an die unterirdische Höhle Cyrillos und finden ihn, einen ehrwürdigen Alten, mit langem Bart, wie lebend am Tische sitzen. Eine Inschrift auf einer zinnernen Tafel besagt ihnen, man möge ihn bestatten, wofür er kostbare Belohnung verheißt. Als sie ihn berühren, fällt er in Asche, und diese begraben sie. Auf dieselbe Situation im Deutschen Robinson, als Creutz seinen Vater Capernoster findet,[1]) braucht nur verwiesen zu werden. Und ferner! Albert und Concordia sind allein; das Kind Leuvens wird geboren; Albert sorgt für die Wöchnerin, wie sie ihrerseits treulich für ihren Beschützer, der schwer erkrankt. Selbst diese Scene ist genau vorgezeichnet und zwar im Schwedischen Robinson.[2]) Nach dem Tode der Gefährten lebt Landkron mit dem Prediger Crusius und Catharina auf der Insel. Diese, die Witwe des verstorbenen Capitains, kommt nieder. Crusius tauft das Kind, und Landkron sorgt als Hausvater für Lebensunterhalt. Da wird der Prediger und das Kind vom Blitz erschlagen. Catharina bittet in ihrem Jammer Landkron, ihre Ehre hoch zu halten, was er verspricht. Er selbst erkrankt jetzt heftig, wird aber durch die Pflege

---

[1]) vgl. S. 55. — [2]) vgl. S. 56.

der „Capitainin“ erhalten. Man vergleiche nur noch einmal die Felsenburg hierauf hin. — Albert und Concordiens Einsamkeit wird dann durch Affen belebt, die ihnen gelehrig zur Hand gehen; sie bauen einen Stall für ihre „Bedienten“, die ihnen auch im Kampfe gegen die fremden Affen, welche ihre Saaten verwüsten, beistehen. Ganz so stehen diese seltsamen „Bedienten“ Philipp Quarll, dem englischen Einsiedler zur Seite. [1]) Das böse Element auf der Insel, in der Gestalt des Lemelie verkörpert, ist doch schon ebenso angedeutet im Deutschen Robinson, wo sich Capernoster und Osofur um den Besitz der Mutter streiten, und letzterer getötet wird. Und ganz ähnlich wie den Augen Albert Julius', zeigt sich Philipp Quarll das jenseits öder Felsen liegende herrliche Land. Und abgesehen von der Scenerie auf der Insel, auch hier eine Menge von eingeschachtelten, nach der bekannten Weise erzählten Geschichten, angefüllt von Streichen und Liebeleien, Abenteuern zu Wasser und zu Lande, Seegefechten mit — fast immer Salée'ischen — Seeräubern, Gefangenschaft und Fluchtversuchen. [2]) Im Sächsischen Robinson kommt in dem Berichte Gottfried Wellners eine ganz ähnliche Erzählung vor, wie in der Felsenburg I. (Geschichte der Judith van Manders.) Eberhard Julius erwähnt in seiner Lebensgeschichte (I, 88 ff.) „die wunderlichen Gebräuche der Matrosen wegen des Tauffens“, indem sie mit denjenigen, „so die Linie zum ersten mahle passirten, eine gantz verzweiffelte Wäsche machten.“ Ebenso wird im Französischen Robinson (S. 29) die „Närrische Ceremonie, so man das Taufen nennt“, geschildert. — Das Bemerkte genügt, um zu zeigen, daß der Verfasser der Felsenburg sich im Einzelnen stark an seine Vorgänger anlehnt; das sollte besonders hervorgehoben werden. Trotzdem darf er sein hartes Urteil fällen; denn sein großes Verdienst besteht nun darin, den überkommenen Stoff wahrhaft künstlerisch behandelt und eine neue Grundidee hineingetragen und vorzüglich und kräftig durchgeführt zu haben.

Schnabel hat aus dem insularischen Leben ein utopisches Staatswesen hervorgehen lassen; allerdings findet sich eine ähnliche Erweiterung auch — abgesehen vom zweiten Teil des englischen Werkes — schon unter seinen Vorgängern. Es braucht nur auf das über die

---

[1]) vgl. S. 48. — [2]) vgl. das bei den Robinsonaden Bemerkte; bes. S. 71. Anm. 3.

Geschichte des Joris Pines Gesagte [1]) verwiesen zu werden, und es kann keinem aufmerksamen Beobachter entgehn, wie augenfällig diese nicht nur im einzelnen als Vorbild für die Felsenburg gedient hat, — es sei noch die den letzten Worten des Albert Julius sehr ähnliche Anrede des sterbenden Pines erwähnt — sondern vor allem auf die Gesamtgestaltung derselben direkt eingewirkt hat, wenn Schnabel auch in der Ausführung mit diesem verworrenen Machwerk garnichts gemein hat. Zum Idealstaat wird die Robinsonade erst bei Schnabel ausgebildet, und eine zweite Gattung der deutschen Robinsonaden hebt mit ihm an. Utopien hat es immer gegeben. Es ist tief in der Natur des Menschen begründet, daß ihn zu Zeiten hinausverlangt aus dem Leben der Gegenwart. Aus Unzufriedenheit mit den Zuständen derselben geht das Sehnen nach einem erträumten Ideal stets hervor. So entsteht in alter Zeit Platos idealer Staat, so später des Morus Utopia, so im Ausgang des 17. und Beginn des 18. Jahrhunderts, wo größeren Kreisen die Augen über die Mißstände des eignen Landes geöffnet werden, so viele utopische Staatsideale, in denen Satire gegen das Bestehende, politische oder sociale Spekulationen ausgedrückt werden; so in Holland z. B. in dem wunderbaren Südlande Krinke Kesmes, auch im Mesange, und in Frankreich, anderer zu geschweigen, in der wohlbekannten, oft erwähnten und viel übersetzten „Geschichte der Sevaramben.“ [2]) Ein Hauptmann Siden wird mit hundert Begleitern in einen Staat verschlagen, wo jeder arbeitet, alles verstaatlicht ist und kein Geld existiert u. s. w. Das Land ist einst durch einen Parsen Sevarias eingerichtet, der 1427 dorthin kam, um den Sonnendienst daselbst fortzupflanzen. So erscheint auch in Deutschland die vorwiegend socialer und moralischer Tendenz wegen geschriebene, möglicher Weise durch Defoe angeregte „glückseligste Insel“ [3]) Faramunds. [4]) Ein Schiff landet an einem

[1]) vgl. S. 52. f. — [2]) Denis de Veiras, Histoire des Sevarambes, peuple, qui habitent une partie du troisième Continent; ordinairement appelé Terre Australe. Paris 1677. Viele Auflagen. Durch Buchstabenwechsel aus Veiras: Sevari, daher Sevaramben. — Deutsch: Geographisches Kleinod/ Aus Zweyen sehr ungemeinen Edelgesteinen bestehend; darunter der Erste Eine Historie der Neu-gefundenen Völcker Sevarambes genannt 2c. Sulzbach 1689. — Neue Ausg. 1714, 17; 1783 vom Verf. des Siegfr. von Lindenberg (Müller von Itzehoe.) — [3]) Bibliogr. II b. 5. — [4]) Ein bekannter Schriftsteller Schütz, der unter diesem und andern Namen viele Werke moralischen Inhalts veröffentlicht hat.

reichgesegneten Inselreich, nahe den Salomonis-Inseln, das durch einen Apostel Christi seiner Zeit zum Christentum bekehrt ist. Handel und Wandel dort, Lebensweise, Kleidung, Vergnügungen, Genüsse und Schauspiele, Kirchenwesen und Sittenlehren, alles wird eingehend beschrieben und den Zuständen Europas gegenübergesetzt, über welche die drei Europäer beim Wiederbetreten ihres Vaterlandes entsetzt sind. — Jedoch ist die Darstellung solcher Staaten in dieser Zeit in Deutschland seltner als in den genannten Ländern. Denn lieber als in dieser Weise gegen die bestehenden Schäden vorzugehen zieht sich das deutsche Gemüt vor dem Weltgetriebe, das ihm unleidlich ist, aus Sehnsucht nach Natürlichkeit und Angst vor Überkultur weltflüchtig in den Frieden von Crusoe's Insel oder Hallers Alpenwelt und Geßners Idyllen zurück. Und eben diesem Verlangen der Deutschen trägt Schnabel Rechnung. Aus derselben Stimmung wie die Robinsonaden, die in dem fessellosen Herumschweifen der Phantasie das Auflehnen gegen die Gebundenheit der Verhältnisse zeigen, entspringt die Insel Felsenburg. Aber in einer ungleich tieferen, das Gemüt befriedigenden Weise übersetzt Schnabel dies Sehnen nun gleichsam in die Wirklichkeit, indem er einen entlegenen, friedensvollen, glücklichen Staat, den sich die Deutschen bisher nur erträumt hatten, aufbaut. Er wendet sich nicht satirisch gegen einzelne Verhältnisse, beispielsweise gegen Erziehungswesen in Deutschland, er haftet überhaupt nicht an einzelnen Ländern; er schildert nur eine friedliche Welt, wo aller Streit unnütz und verbannt ist, wo die Ungebundenheit, Natürlichkeit und Einfachheit der ersten Menschen herrscht. In sofern kündet sich in Schnabel, wie schon Hettner bemerkt hat, Rousseau an. Die Erzählungen der Colonisten, ursprünglich wie in den erwähnten Robinsonaden einzig der Unterhaltung wegen eingestreut, gewinnen unvermerkt ein hohes Interesse dadurch, daß sie den Gegensatz zwischen den beengenden Zuständen der Welt und dem von aller herkömmlichen Sitte losgelösten Leben der Felsenburger kennzeichnen.

Südwestlich von St. Helena, „das ohnmöglich über 100 (See) Meilen von dar liegen könne,“ befindet sich die Insel Felsenburg, ein fruchtbares, lachendes Land, mit Seen und Bergen, grünen Triften und Rebengeländen, und dies „schönste Paradies, auf dem vermuthlich Adam und Eva durch den Cherub verjagt worden“, ist rings durch schroffe Felsen von der Außenwelt abgeschlossen und

nur den Eingeweihten zugänglich. Zur Zeit des Cyrillo nämlich ist bei einem gewaltigen Erdbeben durch herabgestürzte Felsen der Ausfluß des westlichen Flusses ganz verschüttet worden, der sich nun unter diesen Felsen hindurch seinen Weg bahnt. Nach einer Anweisung in Cyrillos Nachlaß leiten die Felsenburger den Fluß durch einen Damm nach westlicher Richtung in den kleinen See der Insel und stellen so einen unterirdischen Durchgang bis an die Küste her. Wird dieser nicht benutzt, so lassen sie das Wasser in seinem alten Lauf hinabschießen, und das Land ist durch ein natürliches Thor verschlossen. Durch das trockne Flußbett aufwärts gehend offenbart sich Eberhard Julius das Felsenburger Paradies. Da giebt es keinen eigentlichen Winter; ein stets heitrer Himmel wölbt sich über diesem Lande und seinen glückseligen Einwohnern, die Amias Hülter „mehr für Engel als sterbliche Menschen" ansehen möchte. Überall herrscht Arbeitsamkeit und Fleiß. „Alle Winkel zeigen, daß die Einwohner keine Müßiggänger sein können." Die einen verfertigen Schuhe aus Häuten, die andern sieden Salz aus den nördlichen Salzgebirgen u. s. w. Wein- und Ackerbau wird hier betrieben. Einfach erzogen und in einfacher, natürlicher Lebensweise sind die Menschen hier gesund und erreichen ein hohes Alter. Sie wissen von „den sogenannten Complimenten so wenig, als von der äuserlichen Pracht in Kleidung und von andern Welt-Gepränge." Geld steht hier in keinem Wert. Die Speisen werden sehr gut und kräftig, „aber doch nicht, wie in Europa zuweilen geschicht, so gar leckerhafft oder tändelhaft zugerichtet." Die Männer sind weder „eitle Bauch- noch Mammonsdiener"; was die weibliche Bewohnerschaft betrifft, so sind hier „statt der Europäischen masquirten, auch wohl gar geschminckten, so genannten irdischen Engel, würckliche Engel von Gestalt und Gemüthe anzutreffen." Da hier „überall die Zeugnisse eines ungemeinen Fleisses zu sehen sind, man keinen Menschen klagen oder sich beschwören hört, daß ihm diese oder jene Arbeit sauer, schwer und verdrüßlich angekommen wäre, sondern ein jeder sein Beruffs-Werck recht mit Lust verrichtet, seinen Angehörigen und andern Nutzen und Vortheil zu schaffen", so haben auch die in verschiedenen Zeiträumen ankommenden Europäer keine Neigung, je nach Hause zurückzukehren, sondern wie bei Albert Julius, ist ihnen „das Verlangen nach dem Vaterlande völlig erstorben." Sie, die vielfach unter Druck, Rohheit und Intriguen

in Europa zu leiden hatten, oder deren innerer Gemütsfrieden durch harte Schläge gestört ward, sie finden hier äußerliche und vor allem seelische Ruhe und erblicken in diesem Lande das Bild ihrer höchsten Wünsche. Sie wissen „dem Himmel unaufhörlichen Danck, daß er sie an einen solchen Ort geführet, allwo die Tugenden in ihrer angebohrnen Schönheit auzutreffen, hergegen die Laster des Landes fast gäntzlich verbannet und verwiesen sind." Das Leben auf der Insel wollen sie nicht „um ein Königreich" vertauschen, und bei „der vergnügten Lebensweise der Einwohner schöpfen sie einen großen Ekel gegen allen andern Umgang."

Der würdige Stammvater ist das stillschweigend mit Ehrfurcht anerkannte Oberhaupt dieses friedlichen Gemeinwesens. Die Interessen sind durchaus allen gemeinsam, obschon die Insel bei dem Anwachsen der Bewohner in verschiedene Distrikte, so Davids-, Stephans-, Roberts-Raum geteilt wird. Die am Meere liegenden Abteilungen übernehmen in hoch auf den Felsen angelegten Wachthäusern die Hut der Küste. Das Leben dieser großen Familie, die ein Kanonenschuß zu allgemeiner Arbeit weckt, ist wohl geregelt; ganz besonders in bezug auf Gebete und Andachtsübungen, die einen sehr großen Raum, besonders im dritten Bande einnehmen. Hier herrscht eine „wirkliche, innere Andacht", und „wenn auch die Hälfte der Zuhörer die gröbsten Atheisten gewesen wären, so hätte dennoch keiner davon ungerührt bleiben können." Das Bekenntnis ist auf der Insel aber nicht etwa freigegeben. Der Verfasser steht auf einem durchaus religiösen und zwar ausgesprochen lutherischen Standpunkt, der im Verlauf immer mehr hervortritt. Die Ankömmlinge, welch' anderer Konfession sie vorher gewesen sind, beeilen sich den Glauben, den der würdige Schmelzer vertritt, als den besten anzunehmen. Der 25. Juni 1730 wird festlich begangen, „weil da vor 200 Jahren das Evangelisch-Lutherische Glaubens-Bekänntniß dem Römischen Kayser Carolo V. zu Augsburg übergeben wurde; wo der Grund gelegt worden, daß die reine Lehre wieder frei nach Anweisung des göttlichen Worts geprediget werden durfte." Während der ganzen Zeit wird die „Reformations-Historie" in Abschnitten von Schmelzer vorgelesen. Immer wird betont, daß „die Kirchengebräuche auf lutherische Art gehalten werden." Albert Julius weint vor Freude, als „ihm der Höchste die Gnade verliehen, noch vor seinem Ende einen Prediger von seiner Religion anzuhören." „Die Insulaner

sind auch eine geistliche Tochter Zion, zu welchen itzo Christus mit seinem Worte und heiligen Sacramenten gekommen ist.“

Es ist sehr naheliegend — und Stern hat zuerst darauf aufmerksam gemacht —, daß dem Verfasser bei Schilderung seines Landes die pietistischen Sonderstaaten vorgeschwebt haben. Der Pietismus hatte damals seine Mission erfüllt. Schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts klagte Thomasius,[1] der ihm zuerst wohl gewogen war,[2] daß die Pietisten freilich, „als sie aus allen Ecken der Welt gejaget wurden, so demütig waren, daß man fast keine bessere Leute hätte wünschen mögen, daß sie nun aber, nachdem ihnen das Glück öffentlich zu dociren vergönnet und als sie gewisse Ehren-Stellen bekleidet, wie im Pabsttum keinen dissensum leiden wollten.“ Verdrängt durch andere Ideen lebte er doch in einzelnen Gemütern mit größter Zähigkeit fort. An die Stelle der früheren Herzenseinfalt trat vielfach ein hochmütiger Sektengeist, der sich weltflüchtig in Brüdergemeinschaften absonderte. Der Gedanke, im Stillen ungestört seine Religion auszuüben, lag also wohl in der Zeit. So wenig Faramunds „glückseligste Insel“ und die Insel Felsenburg an Berührungspunkten aufweisen, darin gleichen sie sich, daß beide auf pietistischer Grundlage aufgeführt sind. Faramunds Ideen über Art und Weise des Predigens, Lebenswandel der Geistlichen u. s. w. sind genau die Speners; sein Staat ist stark durch das Leben in den Genossenschaften zu Herrenhut, am Taunus ꝛc., beeinflußt. Daß Schnabel eben dadurch angeregt worden, ist wohl unzweifelhaft. Aber man erwarte bei ihm nichts von den ungesunden Auswüchsen bei Faramund, auf dessen Insel beispielsweise die Wirte vorher examiniert werden, um mit ihren Gästen geistliche Übungen anstellen zu können, damit ein solches Wirtshaus mit Recht eine „Herberge der Pietisten“ genannt werde. Davon ist Schnabel vollkommen frei und ganz und gar von der streng geschlossenen Ordnung und zumal der Gefühlsseligkeit in jenen Gemeinden. Zunächst ist ihm eine wahre Frömmigkeit die Hauptsache, wenn auch, wie gesagt, vieles, so: allgemeine kirchliche Examina, allgemeine Beichten, die bis in die Nacht dauern, allsonntägliche gemeinsame Abendmahlsfeiern, gemeinsamer Bau einer Kirche, Schmelzers lange Predigten, allgemeine Bibelverteilung, die zur Freude des Altvaters stattfindet,

[1]) Chur-Brandenb. Unterthanen doppelte Glückseligkeit. — [2]) s. Monatsgespräche.

lebhaft an Bestrebungen Frankes und an Verhältnisse in jenen Brüdergemeinschaften erinnert.

Darin, daß Schnabel in seinem Werke aussprach und plötzlich klar machte, was in allen schlummerte, die Menschen aus der Gewalt einer weit verbreiteten, beengenden Stimmung befreite, indem er erkannte, was sie geahnt, und darin, daß er es verstanden, dies Land ohne Spekulation und Gelehrsamkeit und daher in allgemein verständlicher Weise lebenswahr und plastisch zu zeichnen, liegt das Geheimnisvolle des außerordentlichen Erfolges der Insel Felsenburg. Das ist kein wunderliches, in der Luft schwebendes Traumbild; diese Welt, in der wirkliche Gestalten von Fleisch und Blut wandeln, ist nicht plötzlich fertig und vorhanden; sie entsteht vielmehr auf die denkbar einfachste Weise; langsam erst schwinden Wolken und Nebel, bis das glückliche Land hell beleuchtet, klar, wie aus einem Guß vor uns liegt. Hier erscheint fast alles unzweifelhaft wahr, glaublich und natürlich. Nicht nur durch viele eingestreute Daten, genauste Angabe aller Einzelheiten und oft hervorragende Kleinmalerei hat der Verfasser der Wahrscheinlichkeit der Begebenheiten geschickt nachgeholfen, sondern vor allem — das ist das wichtige — hat er die idyllische Welt mit allen frischen Farben der Gegenwart ausgeschmückt und sie ganz nach Europäischen Zuständen gezeichnet. Das ganze ist „ein ins Schönere gehaltene Bild der gesellschaftlichen Verhältnisse, in welchen damals jeder Mann zu leben eifrig wünschen konnte.“ [1]) Da sind Europäische Einrichtungen, Instrumente und Handwerke, es giebt in dem traulichen Kreise des Altvaters „Schaalen Coffé“ und Taback; Raketen und Böllerschüsse, „Luft-Kugeln“ und „Wasser-Kegel“, „die in der Luft spielen“, fehlen den friedlichen Felsenburgern zu ihrer Ergötzung nicht, finden vielmehr vielfachste Anwendung. Und hat Schnabel das ideale Land nach dem Maßstabe der damaligen Kultur zugeschnitten, so hat er es weiter auch direkt mit der Gegenwart, mit Europa verknüpft, indem er durch eine äußerst geschickte Einkleidung Kunst und Wirklichkeit verschmolzen hat. Ganz ähnlich, wie die Verfasser der Robinsonaden vor ihm, ist er auch durch Zufall in den Besitz eines Manuskripts gelangt. [2]) Im Anfang des Jahres 1730 gerät er auf einer Reise mit einem „Literato in Kundschafft“, der bald darauf

---

[1]) Haken; a. a. O. IV. S. 153. — [2]) Vorrede zur Felsenburg I.

einen Unfall erleidet und überfahren wird; sterbend giebt er ein „Paquet“ an den Verfasser. Der hat freilich damit „von diesem andern Jason das güldene Fell nicht ererbet,“ wie er meint; er findet darin nur „Albert Julii Geschichts-Beschreibung“, aber „beym Durchlesen dieser Sachen fallen ihm verschiedene Passagen in die Augen, woran sein Gemüth eine ziemliche Belustigung findet. Er entdeckt auch dabei des „verunglückten Literati Briefwechsel“ mit Herrn W. in Hamburg; durch diesen, den er aufsucht, wird er in seinem Vorhaben bestärkt, „diese Geschichte selbst vor die Hand zu nehmen und hernach dem Drucke zu überlassen.“ So will Schnabel zu dieser Arbeit gekommen sein, und er hat alles gethan, uns der vollständigen Glaubwürdigkeit jener Quelle zu versichern. Eberhard Julius, der auf die erwähnte Weise mit dem Kapitän Wolfgang nach Felsenburg kommt, zeichnet dort die Geschichte des Altvaters auf, die bruchstückweise sehr geschickt zum Besten gegeben wird. Albert Julius, durch die Ankunft seines Urenkels hoch erfreut, beschließt eine „General-Visitation“ in seinem kleinen Reiche zu halten, um nachher „mit desto besserem Verstande die Hände an das Werck der geistlichen und leiblichen Wohlfahrt zu legen.“ Er unternimmt daher mit den Neuangekommenen eine Rundfahrt durch die Insel, und allabendlich, nachdem sie einen Pflanzort besichtigt, wo „überall alles in der schönsten Haushaltungsordnung ist,“ erzählt er ein Stück seiner Lebensgeschichte, in die nun die Schicksale der verschiedenen Kolonisten wieder zumeist verflochten sind. Ganz von selbst geht die Erzählung des Altvaters dann in die der weiteren Geschicke der Insel über, die Eberhard miterlebt. Dieser übersendet das Aufgeschriebene bändeweise an Herrn W., seinen Freund in Hamburg, der sie zur Veröffentlichung eben jenem Litteraten übergeben hat, mit dem Gisander zusammentrifft. In diese Täuschung, die Chronik der Insel so von Eberhard Julius erzählt erscheinen zu lassen, wiegt uns Schnabel ganz ein. Hierdurch und durch die zu verschiedenen Zeiten Neuankommenden wird die Verbindung mit Europa immerfort lebendig erhalten.

Zeigt sich in dieser Einkleidung, in dem geschickt Zusammengehaltenen der ganzen Komposition die hervorragende dichterische Begabung Schnabels, der alle Fäden des vielgestaltigen Werkes in der Hand hält, so bekundet sich in der Ausmalung einzelner Züge eine an immer neuen Erfindungen reiche Phantasie. Statt bloßer

Abenteuerlichkeit und unverhülltem Realismus, wie er sich in den erwähnten Robinsonaden breit macht, hier auch Erlebnisse des Herzens und wirkliche künstlerische Gestaltungskraft. Das tritt ganz besonders in einzelnen Szenen des ersten Teils hervor. Daß Schnabel besonders hier im Anfang seine Vorgänger ausnutzt, wurde hervorgehoben. Aber das will im Grunde nicht so viel besagen gegenüber der Behandlung, die dieselben Szenen in der Felsenburg gefunden haben. Im Schwedischen Robinson ist die erwähnte Situation,[1]) deren Ähnlichkeit mit der bei Schnabel unmöglich von der Hand gewiesen werden kann, ganz episodenhaft, äußerlich und ohne jede Tiefe behandelt. Es heißt einfach: „Doch wie die gute Catharina zuletzt einen jungen Sohn zur Welt gebracht, so gieng es uns in gewissen Stücken besser als wir zuvor vermeinet: sintemal der Prediger Crusius die Stelle einer Heb=Amme so glücklich vertrat, daß der Mutter nicht das geringste Leid widerfuhr. Das gebohrene Söhnchen war frisch und gesund.“ [2]) In gedrängtester Kürze folgt nun das schon Erwähnte. Landkron wird unschöner Weise in seiner Krankheit durch die Brust der „Capitainin“ ernährt, mit der er noch 8 Jahre allein lebt, ohne sie zu ehelichen. Dann in die Welt zurückgekehrt, findet er seine frühere Geliebte tot und vermählt sich nun doch noch mit der Catharina. Nun die Situation bei Schnabel! Durch die Figur des schlimmen Lemelie bringt er gleich etwas spannendes, beängstigendes hinein. Gewitterschwüle lagert über dem friedlichen Lande, man ahnt Unheil. Leuvens Ermordung durch Lemelie, Concordiens Schmerz, die an Albert einen thatkräftigen Beschützer findet, Lemelies Tod, das folgt alles dramatisch, Schlag auf Schlag. Albert leistet Concordia, „indem er seine linke Hand auf ihre bekleidete Brust legt,“ den Treueid. Concordia genest eines Kindes; als Albert eben von der Jagd heimkehrt, findet er sie, ihr „neugebohrnes Töchterlein in zwei Küssen eingehüllet vor sich.“ Er ist vor „Verwunderung und Freude ganz bestürtzt,“ muß aber „auf ihr sehnliches Bitten allhier zum ersten mahle das Amt einer Bade=Mutter verrichten“ und dann auch das Kindlein „nach Anweisung der heiligen Schrifft tauffen.“ Nun erkrankt er, wie wir sahen, selbst, und „war sein Bezeugen bey Concordiens Unpäßlichkeit ängstlich und sorgfältig gewesen, so scheint ihre Bekümmerniß die seinige zu übertreffen, indem sie ihn besser

[1]) vgl. S. 93. — [2]) S. 392 der Ausgabe von 1770.

als sich und ihr Kind selbst pflegt und wartet.“ Ein Kraut, das sie nach einer Bemerkung in den Büchern Cyrillos finden, übt seine heilkräftige Wirkung bald auf ihn aus. „Als sie deswegen das Te Deum laudamus gesungen und gebetet hatten, wurde Rath gehalten, was sie in Zukunfft täglich vor Arbeit vornehmen müsten, um die kleine Wirtschafft in guten Stand zu setzen.“ Doch bald bricht der bisher verhaltene schwere Kampf im Herzen des Jünglings immer heftiger aus. Pflicht und Liebe reißen ihn hin und her; er sehnt sich nach Concordia, hat ihr aber andrerseits Treue geschworen, und die wird er ihr unverbrüchlich halten und „eher sterben, als seine keusche Liebe gegen ihre schöne Person entdecken.“ Eine reiche Ernte kann doch seine „schwermüthige Sehnsucht nach demjenigen, was ihm einmal im Hertzen Wurtzel gefasset hat,“ nicht vermindern. Concordiens „liebreiche und freundliche Reden machen seinen Zustand blos immer gefährlicher.“ Nur zu Zeiten vermag die kleine Concordia „seinen Kummer einigermaßen zu unterbrechen.“ Seitdem er einmal in weiter Ferne ein Schiff erblickt hat, schaut er täglich von der Höhe darnach aus; Concordia wird allgemach von seinem Schwermut angesteckt. Da belauscht sie ihn zufällig einmal, wie er mit der kleinen Concordia auf dem Nordfelsen sitzt und trostlos aufs Meer hinaus sieht, bis ihn sein Kummer überkommt, und er seinem Schmerze Luft macht in einem Liede: „Ach, hätt' ich nur kein Schiff erblickt, So wär' ich länger ruhig blieben“ u. s. w. „Die Thränen rollen ihm aus den Augen,“ die kleine Concordia fängt deswegen bitterlich zu weinen an. „Er drückt darum den mitleydigen Engel an seine Brust und küßt ihn.“ Da schreibt Concordia den köstlich naiven Brief an ihren „Hertzens-Freund“; längst hat sie eine tiefe Neigung für den kräftigen Jüngling und Beschützer gefaßt. Ihren Worten gemäß findet er sie am Strande „ziemlich beschämt“ vor. Und nun findet jene entzückende Hochzeitsfeier [1]) statt, wo sie sich in der Einsamkeit vor dem Altar ihres Herzens gegenseitig Liebe und Treue schwören. Die dichterische Darstellungskraft in diesen ergreifenden Szenen, besonders die erhabene Sittlichkeit, mit der heikle Situationen so wundervoll keusch und rein behandelt sind, erhebt diese Partieen unendlich hoch über Schnabels andere Werke und die übrige Prosa

---

[1]) Bei Hettner, Litteraturgesch. Teil III, 1, 336 f. abgedruckt. (1872.)

der Zeit. Der Gegensatz kann nicht genug betont werden, da wir sonst im Roman fast nur Schlüpfrigkeit, nackten Realismus und Unwahrheit finden. — Abgesehen von diesen Szenen ist auch das ganze patriarchalische Leben des Albert reichlich mit gewinnenden, traulichen Zügen ausgestattet. Der Humor des Verfassers tritt uns liebenswürdig entgegen, so z. B. in dem Raub der kleinen Concordia durch den Affen; sein Gemüt giebt sich in der Liebe zur Musik zu erkennen. Gesang, Cantaten und Rezitative, Vokal- und Instrumental-Musik spielen auf Felsenburg eine sehr bedeutende Rolle. Und wie nahe stehen uns rein menschlich die Bewohner der Insel, zumal die Hauptpersonen: die thatkräftige, treuherzige, im Empfinden jungfräuliche Gestalt des Albert, die unschuldsvolle, hingebend liebende Concordia; und dieses Paar im Alter: der ehrwürdige Greis und die treusorgende Hausmutter. Und neben ihnen der hochsinnige Leuven, der verbissene, dämonische und abergläubische Franzose Lemelie, der „wenig Gottgefälliges an sich mercken läßt“ und allzu teuflisch im früheren Leben auch auf der Insel ein Schurke ist. Schnabel hat die Menschen sehr scharf und genau beobachtet, das zeigt sich auch ganz besonders in den Kolonistengeschichten. Die Lebensschicksale aller Neuankommenden werden erzählt, und dadurch wird die stattliche Anzahl von 18 Geschichten erreicht. Solche Zwischenerzählungen sind ja schon in der ersten Klasse der Robinsonaden ganz gewöhnlich und, wie erwähnt, wird ihnen in der Felsenburg stofflich nichts wesentlich neues hinzugefügt, und doch beanspruchen sie hier einen ungleich höheren dichterischen und kulturhistorischen Wert. Es zeigt sich in ihnen eine erstaunliche Vielseitigkeit und Reichtum der Erfindung. Diese Geschichten, die hier doch immer in einem lebendigen Zusammenhang mit der Haupterzählung stehen, bekunden, wie Tieck[1]) mit Recht sagt, fast alle den echten Beruf eines Schriftstellers und Dichters. Hier treten die Seelenzustände der Menschen, Empfindung und Gemüt und Sittlichkeit hervor, sie sind viel tiefer und reiner als die eingeschachtelten Erzählungen in den Robinsonaden. Indem Schnabel das Herumschweifen in der Ferne in den Hintergrund und den Schauplatz mehr ins Haus verlegt, hat er wirkliche kleine Familiennovellen geschaffen. In die Kreise des Lehrer- und Handwerkerstandes führt er uns, in das

[1]) Vorrede zur Felsenburg—Ausgabe 1828.

Haus des Schneiders und Leinewebers, und überall ist er aufs engste mit den Anschauungen des Volkes verwachsen; er hat eine reiche Kenntnis seiner Zeit und sich in der Welt wohl umgesehen. Ein großes Bild [1]) deutscher Vorzeit zieht hier an uns vorüber, mit wirklich dichterischer Kraft entworfen, vorzüglich interessant, weil wir einen ausgezeichneten Einblick in das häusliche und Gemütsleben der Zeit erhalten. Die Jugendschicksale des Albert Julius und des Kapitän Horn sind von erschütternder Tragik, viel erfreulicher ist Rawkins wunderhübsche Jugendgeschichte, köstlich naiv die des Drechslers Herrlich, rührend die des Peter Morgenthal. Auch hier zeigt sich, vornehmlich in den Erzählungen des zweiten Bandes der heitere Humor des Dichters, besonders in einzelnen Figuren, so der „Frau Primarius, der Zuflucht aller heiratslustigen Jungfern", der Person des Quacksalbers, Harkerts Schwager und dessen Einkommen um „den Calcantendienst" u. s. w. Eine reiche Geschichtskenntnis unterstützt ihn in den Kolonistenerzählungen, so ganz besonders, wie bemerkt, in der eigenartigen Lebensgeschichte des Einsiedlers Cyrillo. Eine sehr eingehende Schilderung des Krieges „wider die Granadischen Mauros", des Streites Ferdinands und Ludwigs XII. um Neapel und dann der Entdeckungsfahrten der Spanier wird in Cyrillos Erlebnisse verflochten. Schnabel wird hier vieles aus Geschichtswerken herüber genommen haben.

Die äußerst sprichwörterreiche Sprache erhebt sich in den dichterisch hervorragendsten Teilen des Werkes zu großer Kraft, Natürlichkeit und Traulichkeit; aber im übrigen herrscht die französisch-deutsche Canzleisprache schlimmster Art; der Stil ist weitschweifig und nicht unterschieden in den einzelnen Colonistenerzählungen. Wohl sucht sich Schnabel auf gleiche Weise, wie die Verfasser der andern Robinsonaden, zu entschuldigen. [2]) Das Manuskript „des Herrn Eberhard Julii" sieht sehr „konfus" aus, indem „viele marquen beygefügt sind, welche auf fast unzehlige Beylagen kleiner Zettel weisen, die hier und anderswo einzuflicken gewesen, so daß der Verfasser unmöglich den stylum hat so concise führen können." „Mons. Eberhard Julii kunterbunde Schreiberey hat ihm quoad formam große Mühe gemacht, ehe die vielerley Geschichten in eine ziemliche Ordnung zu bringen gewesen." Er hat dessen Werk aber

[1]) Über das gesammelte Material gilt dasselbe, was früher bemerkt ward. vgl. S. 82. — [2]) vgl. Vorrede und Avertissement zum Teil I.

in keiner Weise „hofemeistern" wollen. Was von der Ungleichheit der Sprache im Buche gilt, ist im größern Maßstabe vom Werk überhaupt zu sagen. Der Genuß desselben kann für uns kein reiner sein. Unvermittelt steht neben dem künstlerisch Bedeutenden das Abenteuerliche, Wunderliche und Phantastische. Der Hauptreiz liegt doch durchaus in den ausführlich erwähnten Szenen des ersten Teils. Und spielt auch in ihn schon Spuk und Wunderkram hinein, — Albert sieht im Traum Cyrillo, dessen Geist dann dem bösen Lemelie erscheint und seinen Leib „erbärmlich zurichtet, daß er braun und blau unterlaufen ist;" in einem entsetzlichen Knall und Aufsteigen weißer, lichter Flammen äußert sich die Vorbedeutung von Leuvens Tode — so ganz besonders in den dritten Teil. Die Inhaltsangabe sehe man noch einmal darauf hin an. Die Erzählung erlahmt ersichtlich. Um die Seiten zu füllen, nimmt das religiöse Element, Predigten und Andachtsübungen einen immer breiteren Raum ein. Trotz aller Frömmigkeit tritt Unsittlichkeit, die sich nur vereinzelt in den ersten beiden Teilen zeigt, hier in Liebes- und Hahnrey-Geschichten viel stärker hervor. So gut der Verfasser seine Zeit kennt, so wenig steht er hier meist über ihr. Seit dem Tode des Altvaters erlischt eigentlich überhaupt das Interesse. Urspünglich sollte nun aber auch mit dem dritten Teile die Geschichte der Felsenburg abgeschlossen sein. Horn geht im Januar 1734 nach Europa und nimmt mit sich Eberhards dritten Band. 1735 spricht Gisander Herrn W. in Hamburg, der ihm das letzte Manuskript nebst Honorar einhändigt.[1]) Wie bemerkt, ließ Schnabel aber 1743 noch einen vierten Teil herauskommen, der die Schwächen der ersten in höchstem Maße zeigt, mit diesen sehr wenig gemein hat und, ohne die alte Idee zu wahren, von ihnen himmelweit verschieden ist. Er beginnt mit einer langen Rede des Albert Julius II, mit Predigten und Gesängen, Religions- und Sittennormen auf Felsenburg. Dann werden Horns Erlebnisse auf seiner Rückreise von Europa erzählt, die für sich die Seiten 74—196 in Anspruch nehmen. Horn kommt nach St. Jago und führt dort bei dem „complaisanten" Gouverneur ein lustiges Leben unter Zechen und Schmausen; da giebt es große Aufzüge und Festlichkeiten mit Raketen und Böllerschüssen u. s. w. Dann folgen

---

[1]) Nachwort Gisanders zum Teil III.

die obligaten Seeräubergefechte und endlich die Rückkehr auf die Felsenburg. Dort sind in Horns Abwesenheit portugiesische Kriegsschiffe erschienen, (255) die gegen die Insel „laviren", um sie in Besitz zu nehmen. Das früher entlegen gedachte Land des Friedens ist also jetzt zugänglich. Mit Hülfe der „Weiber und Jungfrauen" Felsenburgs, aus denen ein Regiment gebildet wird, unter dem Eberhard in aller Kriegsgefahr Narrenstreiche treibt, werden die Feinde überwunden; ihr Anführer Don Juan de Silves, der im Streit mit seinen eignen Offizieren getötet ist, wird auf Klein-Felsenburg begraben. Diese Insel tritt jetzt mehr in den Vordergrund. Der tollste Spuk beginnt hier, viel schlimmer und unsinniger als im dritten Teil. Don Juans und Lemelies Geister fangen an ihr Unwesen zu treiben, bis sie ein Portugiese Vincentius bannt, indem er ihre Leiber mitten auf dem Meere verbrennen läßt. Auch Albert und Concordiens Geister erscheinen noch. In dem schon im dritten Teil beschriebenen „Heydentempel" in dem großen Berge entdecken Eberhard und Vincentius drei fremde weibliche Personen. Durchaus nicht erstaunt darüber, beginnen sie vielmehr sofort einen Diskurs über die christliche Religion. Unter den Frauen ist eine persische Prinzessin Mirzamanda, die einen zahmen Löwen bei sich führt. Sie bekehrt sich alsbald auf Groß-Felsenburg zum Protestantismus, nimmt den Namen Christiana an und wird sehr beliebt. „Der Regent läßt sich von niemandem lieber seinen grauen Bart auskämmen." Natürlich wird Mirzamandas abenteuerliche Geschichte, wie die ihrer Dienerin Anna, zum Besten gegeben. (412 ff.) Reisen, Stürme, Sklavereien, ein heiliges Einerlei! und dazwischen der verrückteste Wunderkram. Das standhafte Widerstreben der Prinzessin gegen die Lehre vom Sonnendienst und ihre große Liebe zum Christentum, die sie von ihrer christlichen Mutter hat, läßt sie in ihrer Heimat Candabar alle möglichen Drangsale erdulden; sie flieht endlich mit der Anna und wird durch Sturm nach Klein-Felsenburg verschlagen. Die Geschichte eines wunderlichen Einsiedlers Urbanus spielt noch hinein; wir hören von der Religion der Bewohner auf Ceylon, von Sagen über Adam und dessen geheimnisvolles Grab daselbst. Am Ende folgt noch einiges über Groß-Felsenburg. Im Robertsraumer Wald halten sich jetzt plötzlich Tiger, Löwen und Bären auf; u. s. w. Das Werk schließt mit einem Briefe des jüngeren Horn aus Europa, in welchem die wundersamen

„Characteres" auf Urnen, die im Heidentempel gefunden sind, mit seltsamen Abbildungen erklärt werden. (548—70.)

So hätte es ohne Mühe noch endlos weiter fortgehen können. Von der dichterischen Kunst in den ersten Teilen ist hier nichts vorhanden. Nüchterner Verstand will die fehlende Phantasie ersetzen und bringt es nur zu Wunderlichem und Bizarren. „Die Prinzessin Mirzamanda erinnert an ihre Standesgenossinnen in den verschollenen Haupt- und Staatsactionen und in den dickleibigen Romanen der Scudery und Urfé's; die Teufel rumoren aus Dummheit und Langeweile, und die Gespenster vergeuden die Stunden mit gezierten Complimenten." [1]) Will man sich den Genuß an der Felsenburg bewahren, — und wahrlich jene wundervollen Szenen des ersten Teils entschädigen für manche Mängel — so muß man von dem Unsinn des letzten Bandes völlig absehen. Ein ursprünglich reich begabter Dichter ist in jener Zeit durch Mißgeschick und schlimme äußere Verhältnisse zum Lohnschreiber geworden, um sich sein Brot zu erwerben. Verweilen wir einen Augenblick bei ihm.

Die Hoffnung, in den Vorreden zu andern Robinsonaden, insbesondere zu neuen Auflagen derjenigen, welche von Gisander tadelnd erwähnt werden, etwas neues über den Verfasser der Felsenburg zu erfahren, hat sich leider als trügerisch erwiesen. Weder im Vorwort zu Lydios drittem Teil, oder zur „nordischen Lucretia"[2]) und zum „nordischen" Robinson, beide desselben Autors Selimenes, noch sonst irgendwo wird Gisanders Erwähnung gethan. Schriftstellerlexica, die hier nicht aufgezählt zu werden brauchen, und Kritiken der Felsenburg im 18. Jahrhundert berichten nichts über den Verfasser, der völlig hinter dem allbeliebten Werk zurücktrat. Nur ein einziges Mal wird überhaupt die Frage nach ihm berührt. Der Rezensent der Felsenburg-Ausgabe von André [3]) meint nicht zu irren, wenn er das Werk „einem gewissen Secretär, namens Gleichmann in Ohrdruf, der auch mehr dergleichen Bücher geschrieben", zuweist. Das war eine Vermutung, an die ernstlich nicht gedacht werden konnte.[4]) Noch Anfang dieses Jahrhunderts spricht Haken

[1]) Rezension von Tiecks Felsenburg—Ausgabe in der Jenaisch. Allgem. Litter. Zeitung. Sept 1830. — [2]) „vorgestellt in der Anmuthigen Liebes-Geschicht, eines Nordischen Bürger-Mädgens" Frankfurt und Leipzig 1731. — [3]) Gothaische gelehrte Anzeigen, 1788. — [4]) Joh. Zacharias, Herzogl. Gothaisch. Hof-Advokat und Steuer-Einnehmer; vgl. über ihn und seine vielen Werke, Meusel, Lexicon der 1750—1800 verstorb. Deutsch. Schriftsteller, IV, 218.

vom „berufenen" Verfasser der Insel Felsenburg, bis 1811 auf eine Anfrage, [1]) „wer der Verfasser des Julii Fata der Seefahrer sei", 1812 die Antwort erfolgt: „Der Verfasser des Romans: „die Insel Felsenburg" ist ein Kammersekretär Schnabel in Stolberg am Harz gewesen, welcher gegen Ende der siebziger Jahre daselbst gestorben ist. Sein Roman ist eine Darstellung der dortigen Gegend und seine Personagen eine Copie von damahls dort herumlebenden Menschen. Ich habe diese Auskunft von einem meiner Freunde, welcher noch lebt und den Verfasser persönlich gekannt, auch dieses aus dessen eigenem Munde hat." Mit dieser in der That „vorher ganz unbekannten Notiz" [2]) begnügte man sich im wesentlichen bis auf Sterns angeführte Arbeit. [3])

Daß der Verfasser in der That Schnabel heißt und Gisander, wie allgemein damals üblich in der Romanschriftstellerei, nur ein angenommener Name ist, ergiebt sich aus der Widmung seiner „Lebens-, Helden- und Todes-Geschicht Eugens" [4]) an die „Hochwohlgebohrnen Grafen und Herrn" Gottlob Friedrich und Friedrich Botho von Stolberg, in welcher er sich unterschreibt als „Ew. Hoch-Gräfl. Gn. Gn. unterthänigst gehorsamster Knecht Johann Gottfried Schnabel." In der nachfolgenden Vorrede dagegen ist er wieder „des Geneigten Lesers dienstfertiger Gisander." Aber wir erfahren in ihr ein wenig über seine persönlichen Schicksale. Er sagt, es sei ihm schon „in seiner Kindheit, bey Erlernung der Capital-Buchstaben und zwar bey dem grossen E. das Bildniß Eugens, (der damahls 1696 nach Eroberung der Festung Casal aus Italien zurück kam, und so fort gegen die Türcken, über die Röm. Käyserl. Armee das Haupt-Commando in Ungarn übernehmen solte) sehr tief eingeprägt worden." Er muß darnach etwa 1690 geboren sein; jedenfalls in Sachsen, wie man aus Sprachwendungen und einigen Andeutungen in der Felsenburg vermuten muß. Die 30 Männer, die Eberhard bei seiner Ankunft begrüßen, „reden so feines Hoch-Teutsch, als ob

---

[1]) Allgem. Anzeiger der Deutschen, Gotha. Nr. 268, 5. Okt. Antwort, ebenda Nr. 50. Jan. Unterzeichnet Frankfurt a. M. Kopler. Hinweis bei Gräße. — [2]) Allg. Litter. Zeitung 1815, Ergänzungsblatt 4; ebenda 1815 in der Kritik zu Arnims Wintergarten. — [3]) Besonders in Betreff der Charakteristik der Zeitung, die Schnabel redigierte, sei das Verdienst dieser Arbeit hier noch einmal hervorgehoben. Ich habe die Zeitung, nachdem auch Strauch sie durchgesehen, — ein Exemplar befindet sich auf dem Stolberger Schlosse — nicht wieder vor mir gehabt. — [4]) Bibliogr. III. c.

sie gebohrne Sachsen wären;" „die Witterung ist so angenehm, als es in Sachsen die besten Sommer=Nächte zu seyn pfleget." Sicherlich genoß Schnabel eine gute Erziehung; daß er lateinisch lernte, geht aus seinen Werken klar hervor, ebenso, daß er über ein ausgedehntes historisches Wissen verfügt. „In zunehmenden Jahren drückt sich ihm bey fernerweitiger Information im Studio Historico das Bild Eugens immer mehr ein." [1]) Ob er eine Universität besuchte, ist indessen zweifelhaft. Wenigstens erscheint sein Name in den Matrikeln von Leipzig, wo er vermutlich studiert haben würde, nicht in dieser Zeit. Ein jedenfalls abenteuerliches Leben fügt es, „daß er in 3 Brabandischen Campaignen das Original Eugens fast täglich sehen" und zu seiner Freude „auch zum öftern mündliche Ordres von Ihm erhalten" konnte. Im Feldzuge führt er „ordentlich ein eignes Diarium." Auf dem Marsche extemporierte Soldatengedichte und Spottverse fallen Schnabel 1736 noch ein, und er teilt sie mit; er erzählt „Exempel von Eugens Hertzhaftigkeit, die er im Felde von alten Offiziers glaubwürdig gehört hat." [2]) Ob er selbst in den Reihen mitkämpfte, sagt er nicht. Nach dem Kriege begab er sich wohl auf Reisen, vielleicht auf See, wofür seine genauen Schilderungen von Schiffsleben sprechen würden; jedenfalls führte er ein Leben, in dem er Welt und Menschen sehr genau kennen lernte. Da erscheint er wieder 1731 in der kleinen Residenz Stolberg am Harz als „Hofagent", mit dem Auftrage, das „gantz in Decadençe gekommene Stolbergische Zeitungs=Wesen in die Höhe und in Flor zu bringen." [3]) Es ist nicht unmöglich, daß Schnabels Bemerkung in der Vorrede zum ersten Teil der Felsenburg, „er habe im Anfange dieses nun fast verlauffenen Jahres in eignen Verrichtungen eine weite Reise auf der Land=Kutsche machen müssen," von wirklichem Bezug auf seine Lebensverhältnisse ist. Er würde dann anfangs 1730 — die Vorrede ist vom Dezember 1730 unterzeichnet — nach Stolberg gekommen sein. In Stolberg'sche Dienste trat er durch „Intercession" von des Grafen ältestem Sohn, „des Grafen Christoph Ludwigs Gnaden". [3]) Schnabel ist damals etwa vierzigjährig zu denken, und dazu stimmt seine Bemerkung in der Vorrede zum 2. Teil 1732, daß er „sich zur Zeit weder unter

[1]) Vorrede zum Eugen. — [2]) Leben Eugens. S. 169. — [3]) Widmung der gesammelten Zeitungen vom 28. Sept. 1735 an den regierenden Grafen.

die Jungen noch Alten rechnen könne.“ Am 30. Juli beginnt seine Redaktion eines politisch-litterarischen, interessanten Blattes,[1]) der „Stolbergischen Sammlung Neuer und Merckwürdiger Welt-Geschicht“, das wöchentlich einmal, seit 1735 zweimal erschien. Die Übernahme der Zeitung war für ihn „ein starker Hazard“, er muß „seine entbehrlichsten Meubles um halb Geld“ verkaufen, „um die angenommenen Boten zu soulagiren und gleich anfänglich bey dem gantzen Wercke eine gute Ordnung zu stiften.“ [2]) Seine Lage war also 1731 nicht die beste, und auch nach Übernahme der Zeitung ließen seine pekuniären Verhältnisse viel zu wünschen übrig. Er klagt, daß ihm durch betrügerische Agenten in mehr als einem Quartal „sein verhoffter Profit zu Wasser geworden“. Doch hatte er dem gemeinen Sprichwort nach „aus der Hand ins Maul“ nebst seiner Familie; seit 1720 war er verheiratet, denn 1737 macht sein 16jähriger Sohn Johann Friedrich den Türkenkrieg mit. Schriftstellerisch sucht Schnabel seinen Finanzen aufzuhelfen. Nachdem er 1731 „seine erste Arbeit in seiner Hertz-allerliebsten Frau-Muttersprache der Presse unterworfen hat,“ schreibt er 1732 den zweiten Teil der Felsenburg; im selben Jahre auch eine kleine Gelegenheitsschrift, die Aufnahme der Salzburgischen Emigranten in Stolberg betreffend.[3]) Dann scheint es ihm nach den Klagen der erwähnten Widmung immer schlechter gegangen zu sein. Jetzt beginnt seine Lohnschreiberei und, was er schafft, ist natürlich viel minderwertiger. Neben der Redaktion der Zeitung, die ihn stark in Anspruch nimmt, läßt er da 1736 den dritten, schon viel schwächeren Teil der „Fata“ erscheinen; zu gleicher Zeit giebt ihm der Tod Eugens Gelegenheit, eine Lebensbeschreibung des Helden abzufassen, wie sie damals so zahlreich herauskamen.[4]) Hier „erborgt er seine Worte und Zeilen aus den Magazins anderer Historicorum und läugnet nicht, daß er einen Theil der Waare aufgekaufft, den anderen erborgt, den dritten aufgefangen, den vierten aus seinen eigenen Collectaneis hinzugefügt und so einen gantzen Geschichts-Cörper en Mignatur zusammen gebracht habe.“ Grade eigne hinzugefügte Erlebnisse machen das Büchlein recht interessant, auch besonders die eingehende Charakte-

[1]) vgl. außer Stern auch inbetreff poetischer Versuche Schnabels in der Zeitung Strauch: Zeitschrift für Geschichte und Politik 1888, S. 537 ff. — [2]) In der erwähnten Widmung. — [3]) Bibliographie III. b. Das Buch war nicht mehr aufzufinden. — [4]) s. S. 71. Anm. 2.

ristik der Persönlichkeit Eugens. (S. 164.) Er will „diesen Tractat gern so einrichten, daß er jedermanns Kauff wäre.“ Kupfer=Blätter von Schlachten hat er nicht beigefügt, weil diese „das Werck dem gemeinen Manne zu kostbar machen.“ „Sein ietziges ἔργον (d. i. seine Zeitung) treibt ihn, diese wenigen Bogen herauszugeben, um sich bey dem grösten Hauffen in dieser Gegend dadurch desto besser zu insinuiren.“ „Die gütige Aufnahme dieser und seiner bißhero herausgegebenen Schrifften, wird seine Feder, künftig mehrere nützliche und angenehme Geschichten auszuarbeiten, schärffen und anreitzen.“ Die wachsende Not des talentvollen Mannes, der sich in den engen Verhältnissen quälen muß, und besonders die äußerst devote Stellung des Hofagenten, der sich vor seinem Herrn bückt und ihm auf alle Weise zu schmeicheln sucht, tritt hier klar hervor. Er bittet in der Widmung unterthänigst, „ihm das eintzige Vergnügen zu gönnen und gnädigst zu erlauben, daß er nur etliche von den Stolbergischen Helden=Grafen darstellen darf, welche ihre Schwerdter in dem Blute der Feinde herum gewältzt haben.“ „Soweit die Historici es nachrechnen können,“ führt er nun die Stamm=Väter des Hoch=Gräfl. Hauses auf. „Er flattirt sich, daß die Grafen sein Unterfangen, welches nichts anders als eine unterthänigste Danckbarkeit vor Dero ihm öfters erzeigten Gnaden=Blicke, zum Grunde hat, in hohen Gnaden zu bemercken geruhen werden,“ und er wünscht, daß sie einst an Heldenmut auch noch den „hochseeligen Printzen Eugenius“ übertreffen u. s. w. Ein noch besseres Licht auf Schnabels Stellung in Stolberg wirft sein 1737 erscheinendes Werklein.[1]) „Inmassen nämlich über die hohe Vermählung Christoph Ludwigs (des Sohnes des regierenden Christoph Friedrich) und Louisen Charlotten, nicht nur die getreuen Bedienten und Unterthanen der Graffschafften, eine ungemeine Freude bezeigt,“ sondern auch Auswärtige davon etwas hören möchten, „als hat der Verfasser der Stolb. Sammlung 2c. nicht ermangeln wollen, nach seinem wenigen Vermögen einiges dem Publico mitzutheilen.“ (S. 3, 4.) Er nennt sich hier Schnabel. Da sehen wir den Hofagenten geschäftig mitten in den Vorbereitungen für das Fest, dessen Schilderung mit seinen Aufzügen und „Solennien“ kulturhistorisch vorzüglich interessant ist. Aus den Häusern glänzen den Einziehenden überall „illuminirte

---

[1]) Bibliographie III. d.

Bilder" entgegen. So „präsentirt auch der Hof=Agent Schnabel in jetzt=gemeldeten (d. h. des Hof=Buchdruckers Ehrharts) Hause der Buchdruckerey am Schloß=Berge, als seinem Logis, in seinen 6 Fenstern die folgenden Sinn=Bilder." Das zweite ist bezeichnender Weise: „Die über dem Erdboden schwebende Fama, welche aus ihrer Posaune diese Buchstaben ausbläst: N.(uptus.) C.(hristoph.) L.(udov.) C.(om.) S.(tolb.), in der andern Hand aber einen fliegenden Zettel führet, worauf geschrieben: Novum fert fama per orbem. Unten war zu lesen: Mein Ammt ist aller Welt zu sagen, Was sich in Stolberg zugetragen." Schnabel schließt mit einem Huldigungsliede auf das „Neu=Vermählte Hohe Paar" und den regierenden Grafen Christoph Friedrich und meint, daß in seine Wünsche „alle vornehme und geringere getreue Bedienten und Unterthanen des Hoch=Gräfl. Hauses Stolberg einstimmen müßten."

Trotz aller devoten Ergebenheit wurde der Hofagent grade beim Regierungsantritt seines ehemaligen Gönners, des eben vermählten Grafen Christoph Ludwig, seiner bescheidenen Stellung entsetzt. Christoph Friedrich, schon 1737 bei der Hochzeitsfeier seines Sohnes „unpäßlich", stirbt im November 1738, und am Ende dieses Jahres bricht die Stolbergische Zeitung plötzlich ab. In einem von Stern aufgefundenen Briefe vom 3. Januar 1739 an den nun regierenden Grafen beklagt sich Schnabel, daß derselbe „allen dero Bedienten" beim Ableben des Christoph Friedrich Trauerkleider geschenkt, ihn aber vergessen habe, der vielleicht bei Hofe durch Neider verläumbdet sei. Es ist nicht unmöglich, daß das Zerwürfnis oder eben diese Verläumbdung entstand durch ein 1738 veröffentlichtes Werk Schnabels, den „im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavalier," [1]) der oft aufgelegt ward und manche Nachahmungen erlebte. [2]) Wie es scheint, in äußerster Not und ganz auf den Erwerb der Feder angewiesen, scheut Schnabel sich nicht, dies schlimme und sehr berüchtigte Buch auf den Markt zu bringen, das die Geschichte eines Edelmanns Herrn von St. oder Elbenstein behandelt, welcher sich an den Höfen Italiens und Deutschlands herumtreibt. Seine Erlebnisse und unzähligen Liebeshändel sollen natürlich „andern jungen Leuten, sie mögen Adeliche oder Unadeliche seyn, zum Spiegel und

[1]) Bibliogr. III. e. — [2]) so: das im Irrgarten der Venus herumtaumelnde Frauenzimmer.

Warnung dienen, sich vor den Lüsten des Fleisches zu hüten"; sie sind aber so unendlich liederlicher, gemeiner und obscöner Art, daß man es garnicht für möglich hält, daß der, welcher die ersten Bände der Felsenburg schuf, an diesem Werke Anteil haben sollte. Doch ist dieser ganz sicher. Freilich nennt Schnabel hier vorsichtiger Weise weder seinen eigentlichen Namen noch sein Pseudonym; er bezeichnet sich in Titel und Vorrede als der „Ungenandte". Schon in der Vorrede zum Teil I. der Felsenburg ist der Verfasser gesonnen, „künfftigen Sommer mit einem curieusen Soldaten-Romain heraus zu rutschen," dasselbe wird 1736 versprochen, dagegen heißt es im „Avertissement" zum Teil I. im selben Jahre, der „versprochene Soldaten-Romain werde besonders nicht zum Vorschein kommen, aber in dem Tractate „der im Irrgarten" ꝛc. sei vieles enthalten." Schnabels Autorschaft geht daraus klar hervor. Die Vorrede ist unterzeichnet: „St. Gotthard, den 1. Jul. 1738;" unter dem moralischen Druckort „Warnungsstadt" und dem Buchhändler „Leberecht" birgt sich niemand als Schnabels Verleger Gros in Nordhausen, nach Verlagsanzeigen desselben, die späteren Ausgaben der Felsenburg angehängt sind. Besonders wichtig ist auch die am Schluß des Teil I. vom Jahre 1740 einzig angeführte Notiz: „Beym Verleger der Seefahrer ist auch zu haben: Der im Irrgarten ꝛc." Die durchaus nicht ungeschickte Darstellung und sprichwörterreiche Sprache entspricht ganz Schnabels Art. Die Weise, wie er zu seiner Arbeit gekommen ist, ist die herkömmliche. Herr von St. übergiebt „sein Diarium benebst andern Italiän. Scripturen seinem Hertzens-Freunde" Herrn E. v. H., nach dessen Tode alle „Manuscripta" an den Ungenannten kommen, der „vieles in ein reineres Deutsch gebracht hat." Erlebtes liegt diesem Roman ganz sicher zu Grunde; sehr wahrscheinlich arbeitete Schnabel hier ähnlich, wie beim Leben Eugens, und „erborgte" vieles. In der Vorrede verspricht der Ungenannte, „dessen schon öffters im Druck herausgegebene Schrifften von sehr vielen wohl auf- und angenommen worden, mit nächstem noch andere parat liegende curieuse Geschichte vollends auszuarbeiten." Möglich nun, daß Schnabel unter neuem Namen jetzt noch mehr erscheinen ließ. Als Gisander taucht er 1743 mit dem gänzlich abfallenden vierten Bande der Felsenburg wieder auf. Daß er nach 1738 zunächst noch in Stolberg oder in der Nähe des Städtchens blieb, zeigt die Unterschrift der Vorrede zu diesem Teile: „Raptim an der

Wilde," einem Flüßchen nahe Stolberg. Wie drückend seine Lebenslage war, erhellt aus seinen Worten: „Wenn mein Stilus nicht so rein, lauter und fliessend erachtet werden sollte, wie es heutiges Tages die Mode mit sich bringt, ersuche dienstfreundlich, nur vor diesesmahl in die Gelegenheit zu sehen, weilen viele beschwerliche Reisen, Unpäßlichkeiten und sonsten andere Sorten von Verdrusse, die eilende Feder zuweilen irrig gemacht." Das selbstbewußte Wesen des Verfassers, wie es sich in den Vorreden zu den ersten Bänden der Felsenburg ausspricht, wo er über seine Vorgänger spottet, freimütig seinen Kritikern gegenüber tritt, wo er „etwas lustigen humeurs ist," doch bittet „die untergelauffenen Schertz-Worte nicht zu Poltzen zu drehen," ist im Vorwort zum dritten und besonders zum vierten Teil dahin. Jetzt verschwindet Schnabel wieder, und erst 1750 erscheint er von neuem mit einem ganz verworrenen, elenden Machwerk „Dem aus dem Mond gefallenen Prinzen." [1]) Es erzählt, — wenn es überhaupt möglich ist, den Inhalt zu skizzieren, — wie ein Kind, Franciscus Alexander benannt, wie sich aus einem beiliegenden, geheimnisvollen Vers und Brief ergiebt, vor die Thüre eines Apothekers Placidus ausgesetzt und von diesem angenommen und auferzogen wird. Der Knabe zeigt sich beim Heranwachsen sehr klug und hat immer erstaunlich viel Glück. Magisches Studium zieht ihn gleich anfangs besonders an, und seit der Beschäftigung damit geht die Erzählung in ein Spuk- und Zauberwesen so vollendet unsinniger Art über, daß man seines Gleichen nicht finden kann. Franciscus beschwört Geister; einer derselben erzählt ihm eine lange Geschichte seines Vaters Mehmet Kirili. Alexander Magnus erscheint ihm; dann werden plötzlich die Erlebnisse einer sehr geheimnisvollen Stiftsdame Sidonie eingeschoben; er findet schließlich seine Eltern u. s. w. u. s. w. Daß nicht etwa Spekulation den Namen Gisander ausnutzte und das Buch in der That Schnabel angehört, ist nicht zu bezweifeln. Das ist ganz der Stil so mancher Partieen des Teil IV. der Felsenburg; die Sprache verrät auch hier den Verfasser. Um dem Büchlein Ansehn zu geben, fügt er dem Namen Gisander noch bei, „der die Felsenburgische Geschichte gesammlet hat." Wahrscheinlich gab er das in abscheulichem Druck sich armselig ausnehmende Buch, das eigentümlicher

---

[1]) Bibliogr. III. f.

Weise nicht bei Gros in Nordhausen erschien, selbst auf eigne Kosten heraus. Über Schnabels Lebensverhältnisse giebt das Vorwort keinen Aufschluß; nach der Unterschrift jedoch: „Hst. den “ “. Ao. “ “ hielt er sich wohl jetzt in Halberstadt auf. Ob er noch „Francisci Diarium über seines Vaters Geschichte“ veröffentlichte, wie er beabsichtigte,[1]) und wohin er ferner kam, steht dahin. Ein Schriftsteller Salomo Gottfried Schnabel, 1736 zu Lichtenburg im Wittenberger Kreis geboren, der seit 1783 Superintendent in Dahme, im Fürstentum Querfurt war und 1796 starb,[2]) hängt vielleicht mit dem Verfasser der Felsenburg zusammen. Ein Johann Heinrich Schnabel, der nach Stern seit 1772 als Hof- und Stadtkirchner in Stolberg erscheint und dort im August 1782 verstarb, ist wohl ein Sohn Johann Gottfrieds. Ob er mit diesem identisch und nur eine Namensverwechslung vorliegt, ist recht fraglich. Dann hätte Gisander in dem einfachen Amte sein bewegtes Leben in hohem Alter beschlossen, worauf die früher angeführte Notiz wohl passen würde. Nachforschungen über Schnabels Leben nach der Stolbergischen Zeit in Städtechroniken Stolbergs und Nordhausens, sowie Nachfragen in Halberstadt haben nichts ergeben und so scheint mir sehr zweifelhaft, noch weitere Auskunft von seinen Schicksalen zu erhalten. Ein liebenswürdiger, talentvoller Schriftsteller ist durch die Mißgunst äußerer Verhältnisse ins Elend geraten. In den ersten Bänden der Felsenburg, die er während seines sorgenfreieren Aufenthalts in dem schönen Stolberg geschaffen hat, legte er sein Bestes nieder, und hier hat er wirklich Hervorragendes geleistet. Kehren wir zu seinem Hauptwerk noch kurz zurück.

Indem Schnabel seinen idealen Staat entwirft, bekennt er sich nun auch offen dazu, daß dieser ein Werk seiner Phantasie ist. Während man vorher im Roman und so in den Robinsonaden den Leser ängstlich vom Standpunkt der gemeinen Wahrscheinlichkeit zu überzeugen sucht, das Geschilderte sei wirklich so passiert, wird durch Schnabel in einer Zeit, wo eine „Fiction als durchaus verächtlich“ angesehen wird, das Recht der freien dichterischen Schöpfung zuerst in Anspruch genommen. „Es mag einer oder anderer viel, wenig oder gar nichts von der Wahrheit dieser Geschichte glauben“; „bey

[1]) Vorrede zum aus dem Monde gefallenen Prinzen. — [2]) Meusel, a. a. O. XII. 332.

Leuten, die mit läppischen Vorurtheilen schwanger gehen, auch so gar das, was doch vor aller Menschen Augen möglich ist, nicht einmahl in ihr viereckigtes Gefäße des Gehirns fassen können, will er sich nicht die Mühe nehmen, einen hierzu nothwendigen politischen Staar-Stecher abzugeben." „Niemand soll ihn zwingen, einen Eyd über die pur lautere Wahrheit der Erzählung abzulegen;" „allerdings ist sie auch nicht pur lautere Fictiones." Sie ist nach dem Leben gezeichnet, will er sagen, wenn auch nicht wirklich so geschehen. „Warum soll man dieser oder jener eigensinniger Köpfe wegen, die sonst nichts als lauter Wahrheit lesen mögen, nur eben lauter solche Geschichte schreiben, die auf das Kleineste Jota mit einem cörperlichen Eyde zu bestärcken wären? Warum soll denn eine geschickte Fiction, als ein Lusus Ingenii, so gar verächtlich nnd verwerfflich seyn? Wo mir recht ist, halten ja die Herren Theologi selbst davor, daß auch in der Heil. Bibel dergleichen Exempel, ja gantze Bücher, anzutreffen sind. Sapienti sat. Ich halte davor, es sey am besten gethan, man lasse solcher Gestalt die Politicos ungehudelt, sie mögen schreiben und lesen was sie wollen, solte es auch gleich dem gemeinen Wesen nicht eben zu gantz besonderem Vortheil gereichen, genug, wenn es demselben nur keinen Nachtheil und Schaden verursachet." Auch die weiteren Ausführungen in den Vorreden zum Teil I und II der Felsenburg sind sehr bedeutsam und interessant. Wie einst Simplicissimus der Kunstdichtung seines Jahrhunderts, so steht Schnabel Gottsched und seinen Bestrebungen scharf gegenüber. Nachdem nun durch dies Werk die Phantasie wieder in ihre Rechte gesetzt ward, romantische Vorstellungen, wie im Crusoe, an die Ferne geknüpft wurden, da verschwindet der gelehrte, verstandesmäßige und der innerlich unwahre Roman des 17. und 18. Jahrhunderts. Nur die Banise hielt sich noch länger in Gunst, auch Voß ergötzt sich noch daran. Die Einbildungskraft war hier geschäftig, selbst hinzuzufügen, was der Dichter missen ließ. Den Liebesromanen, im Stile Hunolds und Bohses, hatten schon die Robinsonaden einen gewaltigen Stoß versetzt. Die der Zeit entsprechende Natürlichkeit und Einfachheit wurde in der Felsenburg mit wirklicher Kunst verbunden. Dies Buch wurde „schier zu einem Volksbuch" und in weitesten Kreisen gelesen. Wer sehnte sich nicht nach diesem ruhigen Staate, nach diesem mit so kräftiger Lebendigkeit dargestellten Ideal! Es ist der höchste Beweis für des Verfassers

Darstellungskraft, daß man dies überraschend klar vor Augen liegende Land nicht nur in Gedanken, sondern thatsächlich sucht und finden will. „Mehr als Ein junger Mensch, ohne Welt und Erfahrung, wird dadurch verleitet, das Geleise seiner bürgerlichen Verhältnisse zu verlassen und auf eine abentheuerliche Weise die glückliche Republik des Altvaters Julius, wo möglich, in der Ferne aufzusuchen.“ [1]) Die Wahrheit dieser Bemerkung wird auch sonst bestätigt. „Studenten treten um die Zeit, als dieses Buch so starke Sensationen macht, würklich die Wanderschaft nach dieser Insel an.“ [2]) Abgesehen von Crusoe hat vor Werther wohl kein Roman einen ähnlichen Erfolg aufzuweisen. Es wurde „von unzähligen Lesern“ wohl aufgenommen; Auflage über Auflage, Nachdruck über Nachdruck erschien. [3]) Wie beim englischen Robinson setzte sich das lesende Publikum aus „hohen und niederen Standespersonen“ zusammen. „In den Reichsstädten und im mittleren Bürgerstande“ wurde der Roman nach Reichard immerfort begierig gelesen. Schnabel verteidigt sich gegen einzelne Einwendungen von „Gelehrten.“ Im Gegensatz zu den übrigen Robinsonaden, „deren Bekanntschaft sich die Gebildeten schämten“, berücksichtigten die höheren Kreise die Insel Felsenburg wohl. Gottsched erwähnt sie natürlich nicht; Goethe dagegen nennt sie in Dichtung und Wahrheit als selbstverständliche Jugendlektüre. Anton Reiser verschlingt sie mit unersättlicher Begierde; „von nun an gingen eine Zeitlang seine Ideen auf nichts geringeres, als einmal eine große Rolle in der Welt zu spielen, erst einen kleinen, denn immer größern Cirkel von Menschen um sich her zu ziehen, von welchen er der Mittelpunkt wäre.“ [4]) Voß freut sich besonders häufig an den kräftig gearteten Männern des Felsenburger Staates. In der sentimentalen Zeit, den 70 und 80er Jahren, wird der Roman noch viel gelesen; „in allen Spinnstuben“ [5]) ist er damals bekannt. Erst gegen Ende des Jahrhunderts wird das Buch mehr vergessen; es hören auch neue Auflagen desselben nun auf — die, abgesehen davon, daß etwa seit 1740 in allen Teilen, besonders in den Vorreden, die Fremdwörter ausge-

---

[1]) Haken; a. a. O. Bd. IV. — [2]) Rezension von Reichards Bibliothek der Romane, Hallesche gelehrte Zeitung 1779. — [3]) vgl. Bibliogr. a. a. O. — [4]) Neudruck von Seuffert, S. 27. — [5]) Allg. Deutsche Bibliothek. Band 52. Rezension von „Cooks Entdeckungen in der Südsee.“ (s. u. S. 121.)

merzt wurden, unverändert blieben. Der Rezensent von Arnims Wintergarten-Erzählung „Albert und Concordia" muß 1809 ausdrücklich bemerken, dieselbe sei nicht etwa aus Cervantes' Persiles, an den man gedacht habe, sondern aus der Insel Felsenburg genommen. 1826 kennen wohl „nur noch wenige deutsche Leser der gegenwärtigen Generation das Original anders als von Hörensagen." 1828 heißt es, daß der Name sprichwörtlich schon bei den Eltern ein schlechtes Buch bedeutet habe.

Daß die Felsenburg sich späterhin nicht mehr in der alten Gunst erhalten konnte, liegt auf der Hand. Schon Schnabel hatte sich gegen manche Gegner, welche dem Buche „saubre Titel" beilegten, gegen „tadelnde Mückenseiger", „Grillenfänger und Spötter" der Felsenburgischen Geschichte wehren müssen. Manchen erschien vieles darin der Moral zuwider zu laufen, nüchternen Kritikern das Ganze allzu phantastisch; besonders handelte es sich hier um Stellungnahme gegen des Verfassers ausgesprochene Ansichten von der Wahrheit der Dichtung. Abgesehen von der Opposition gegen den vierten Teil empfindet man, je mehr wir uns der klassischen Epoche unserer Litteratur nähern, um so mehr die angeführten Mängel, vornehmlich das Anstößige und die Längen im 2. und 3. Teile. Anton Reiser fühlt trotz des Vergnügens, das er in der Insel Felsenburg findet, doch sehr lebhaft das Abstechende und Unedlere in der Schreibart. [1]) Gar oft werden in gleichem Atem mit den Vorzügen des Buches seine Schwächen erwähnt. Lessing freilich, dem „in den Werken des Witzes nichts ekelhafter als das Mittelmäßige ist", bricht überhaupt über der Felsenburg in kurzen, viel zu harten Worten den Stab. [2]) Im übrigen meinte man, Schnabels Werk sei zwar in einem „abscheulichen Styl geschrieben, besonders auch für Kinder eine schädliche Lectüre," aber „doch eins von jenen Büchern, die in manchen Stunden selbst der Mann von Geschmack dem großen Troß der gewöhnlichen mittelmäßigen Romane vorziehen würde." [3]) Mancherlei Bearbeitungen entstehen, um den wahrhaft poetischen Kern zu retten, die Ungereimtheiten zu entfernen und das Buch dem Geschmack der Zeit gerecht zu machen. Als man den

---

[1]) A. a. O. S. 33. — [2]) Rez. von dem „mit seiner Donna Charamante herumirrenden Ritter Don Felix." 1754. Werke, Hempel. XII. S. 555. — [3]) Gothaische gelehrte Anzeigen 1788. „André's Felsenburg."

Robinson Crusoe zu pädagogischen Zwecken ummodelte, wurde auch die Insel Felsenburg in dieser Hinsicht umgearbeitet und zwar von dem Edukationsrat André in Schnepfenthal, dem Herausgeber des Hesperus, der 1788 den ersten, 1789 den zweiten und dritten Band von „Felsenburg, ein sittlich-unterhaltendes Lesebuch" veröffentlichte. Kenntnisse aller Art sind hineingebracht, um das Buch zu einer nützlichen Lektüre zu machen, die alte Felsenburg wurde jedoch ganz verstümmelt. Es mag uns an anderer Stelle einmal beschäftigen. Wie schon bemerkt, verflocht Arnim in seine Wintergarten-Novellen auch die Erzählung von „Albert und Concordia", indem er mit richtigem Geschick nur die erste Scene auf der Insel herausnahm und noch einen historischen Bericht vom Tode des General Schafgottsch, Alberts Vater, hinzufügte. 1823 gab der Dichter Karl Lappe eine Umarbeitung der Felsenburg unter dem Titel: „Altes verjüngt" heraus; aber „der poetische Hauch wurde hier verwischt und nur die dürre Hülse blieb übrig." [1]) Ihm folgte 1826 Öhlenschläger mit seinen „Inseln im Südmeer." In betreff der „unzusammenhängenden, lückenhaften und nebelnden Darstellung" bei dem dänischen Dichter, der „dem Geist der alten Dichtung ein ganz fremdes Bild unterschob und den schlichten Altvater Albertus so gut wie aus dem Gesichte verlor," sei auf eine Rezension in den „Blättern für litterarische Unterhaltung", 1826, verwiesen. — Mit großem Verständnis und feinem Takt gab gleich nach ihm 1828 Ludwig Tieck die Felsenburg neu heraus. [2]) Er erkannte, daß man sich vor allem hüten müsse, das „einheitliche Gepräge des idyllischen Gemäldes" irgendwie zu zerstören. Gemäß seinen Worten in der Vorrede, man müsse nur „den Canzleistyl jener Tage mildern und verbessern, vorzüglich aber manche Stellen des Buches abkürzen, am meisten die Beschreibungen des Gottesdienstes, kurz, ohne das Gute zu verkennen, nur das auslassen oder neu darstellen, was als bloße Zufälligkeit jener Tage sich dem Buche einmische," hat er Schnabels Werk äußerst pietätvoll behandelt. Die alten Vorreden läßt er fort, bemerkt über Eisanders Persönlichkeit wenig, nichts über sein Leben,

---

[1]) Blätter für Litter. Unterhaltung 1826. „Öhlenschlägers Inseln." — [2]) Die Insel Felsenburg oder wunderliche Fata einiger Seefahrer. Eine Geschichte aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Eingeleitet von Ludwig Tiek. — 6 Bde. Breslau 1828. — Neue Aufl. 1840.

leitet aber seine Ausgabe durch eine vorzügliche dialogisierte Einführung ein. Weil „diese treuherzige Chronik der Insel und das Leben des Altvaters, sowie die Erzählungen der Bewohner und Ankömmlinge aus jener naiven Zeit herrührten, wo die Schriftsteller ohne alle Kränklichkeit und süße Verweichlichung, wie ohne falsches Bewußtsein und literarischen Hochmuth, nur ihrer Phantasie und den Eingebungen ihrer Laune so bescheiden und redlich folgten und eben deshalb so vieles mit einem großartigen Verstande darstellen konnten, was vielen ihrer Nachfolger bei anscheinend größeren Mitteln nicht gelingen wollte, eben deshalb seien sie, meint er, in der damaligen verwirrten und verstimmten Zeit von neuem und mehr wie so vieles andere, ergötzlich und lehrreich, ja sie könnten für Manchen, der vor Allwissenheit nicht aus und ein wisse, wahrhaft erbaulich werden." Genau hat Tieck damit getroffen, was auch uns das Buch noch so lesenswert macht.

Aber abgesehen von den neuen Bearbeitungen des Originals, zog nun die Insel Felsenburg eine große Anzahl von Nachahmungen hinter sich drein: Fahrten nach der Lieblingsinsel und Berichte von derselben, so „Nil Hammelmanns Reise nach den Insuln Groß- und Klein-Felsenburg," 1744; vornehmlich aber „Glückliche" Inseln aller Art: eine zweite Gattung deutscher Robinsonaden, die sich mit der Bevölkerung leerer Eilande und Darstellung utopischer Inselstaaten beschäftigt. Selten erwachsen dieselben noch aus einem eigentlichen Robinsonleben, wie „Das Land der Inquiraner." [1]) Am häufigsten werden entlegene fertige Staatsideale mit sozialer oder politischer Tendenz geschildert. Bisweilen schließen sie sich da an die Felsenburg an, indem sie dieselbe fortsetzen oder zu Grunde legen, wie „die glückliche Insel oder Beytrag zu Capitain Cooks neuesten Entdeckungen in der Südsee" 1781, oder „Der Jesuit auf dem Throne oder das neue Felsenburg; ein historisch-politisch-satyrischer Roman für unsere Zeiten," St. Helena 1789; meist werden sie frei erfunden, in der Art von Faramunds „glückseliger Insel", oder ältere Werke werden entsprechend umgearbeitet, so Andreäs Christenburg. [2]) Vielfach geht man auch ins rein abenteuerliche über, und es werden, ganz im Stil von Horns Erlebnissen beim Gouverneur im vierten Teil der

[1]) Bibliogr. II. b. 8. — [2]) Bibliogr. II. b. 11.

Felsenburg, Aufzüge und Festlichkeiten mit Böllerschüssen und Vergnügungen auf fernen Inseln aus reiner Lust zur Abenteurerei geschildert, so z. B. in den „Neuen Fata einiger Seefahrer,“ 1769.

Auch diese zweite und letzte Gattung der deutschen Robinsonaden verflacht mit der Zeit. Wie bei der ersten wird auch hier eine spätere Arbeit vieles registrieren können, einzelne bessere Produkte, die hier verhältnismäßig häufiger sind, genauer zu berücksichtigen haben.

VI.

Bibliographie.

I.

Die Übersetzungen im 18. Jahrhundert.

1.

Die Hamburger Übersetzung bei Wiering.

Das | **Leben** | und die | **gantz ungemeine Begebenheiten** | des berühmten Engelländers/ | **Mr. Robinson** | **CRUSOE,** | welcher durch Sturm und Schiff-bruch/ | (worinn alle seine Reise-Gefährten elen- | diglich ertruncken/) | **auf der Americanischen Küste/** | vorn an dem grossen Fluß Oroonoko auf ein un- | bewohntes Eiland gerahten/ Acht- und zwantzig | Jahre lang darauf gelebet/ | und | **zuletzt durch See-Räuber wunderbahrer Weise** | davon befreyet worden. | **Göttlicher Providentz zum Preise/ und curiöser Gemüh-** | ter besonderem Ver-gnügen/ | **nach der dritten Engelländis. Edition auf vorneh-** | mes Begehren ins Teutsche übergesetzet. | (langer schwarzer Strich.) | **HAMBURG, gedruckt bey seel. Thomas von Wierings Erben** | bey der Börse/ im güldenen A,B,C. 1720. |

Das dicker gedruckte ist hier — wie auf den nächstfolgenden Titeln — im Original rot. 424 bezifferte Seiten. 8°. Vorrede 4 Seiten, ohne Bezifferung. Die Erzählung beginnt auf Seite 1 und geht bis S. 419. — S. 420—424 „Erklährung etlicher See- und andrer Wörter." — Das Titelkupfer stellt Robinson in insularischer Kleidung dar, mit 2 Gewehren und langem Degen ausgerüstet; Unterschrift: C. Fritzsch. Sculp. Hamb.

NB. Zur Bibliographie wurde u. a. eingesehen:

Haken, Bibliothek der Robinsone, 5 Bde. 1805—11. (Abgek. H.)
Koch, Compendium der deutschen Litteraturgesch. 1798. II. 267 ff. (Abgek. K.)
Reichard, Bibliothek der Romane 1778 ff. II. 145 ff.; VIII. 261 ff. (Abgek. R.)
Grässe, Trésor des livres etc. 1861. II. 350 f. (Abgek. Gr.)
Meusel, Brittischer Plutarch; a. d. Engl. Züllichau 1794. (unter „Defoe.")
Georgi, Allg. Europäisches Bücherlexicon 1742.
Horn, Schöne Litteratur Deutschlands während des 18. Jahrh. 1812.
Kayser, Deutsche Bücherkunde 1825—27.
Heinsius, Allg. Bücherlexicon, 1710—1810 ff. (Abg. Heins.)
Sauermann, Meßkataloge. (Abgek. S.)
Sonstige Meßkataloge von Jaeger, Rump rc.

Des | Lebens | und der | gantz ungemeinen Begebenheiten | des berühmten Engelländers/ | Mr. Robinson | CRUSOE, | Zweyter und Letzter Theil. | Worinn dessen fernere Reisen | Um Drey Theile der Welt herum/ | mit Verwunderungs-würdigen | Umständen beschrieben werden. | Abermals | Göttlicher Providentz zum Preise/ und | curiöser Gemüther besonderm Vergnügen/ | gleich dem Ersten Theile/ | nach dem Englischen Original | mit aller Treue ins Teutsche übergesetzet. | (langer schwarzer Strich.) | HAMBURG, gedruckt bey seel. Thomas von Wierings Erben | bey der Börse/ im güldenen A, B, C. 1720. | Ist auch in Leipzig bey Philip Herteln zu bekommen. |

396 bezifferte Seiten. 8⁰. Vorrede 12 S. ohne Bezifferung. Die Erzählung umfasst die Seiten 1—391. — S. 392—396 „Erklährung etlicher See- und anderer Wörter.“ — Das Titelkupfer trägt die Unterschrift: R. Crusoe's Zurück Kunft an seine Insul. Fritsch, sc. — Beide Teile haben nur je ein Kupfer.

[Exemplar von Teil I in Weimar, von Teil II in Hamburg.]

2te Auflage.

Das Leben | und die | gantz ungemeine Begebenheiten | des Weltberuffenen Engelländers/ | Mr. Robinson | CRUSOE, | welcher durch Sturm und Schiffbruch (worin | alle seine Reise-Gefährten elendiglich ertruncken) auff | der Americanischen Küste/ vorn an dem grossen Flusse | Oroonoko, auff eine unbewohnte Insul gerathen, acht | und zwantzig Jahr lang darauff gelebet, und zuletzt | durch See-Räuber wunderbahrer Weise da- | von befreyet worden. | Von ihm selbst beschrieben, und auff vornehmes Begehren aus | dem Englischen ins Teutsche übergesetzet. | Die Zweyte Hamburgische Aufflage. | Mit | Des Authoris Bedancken über | die ungleich-größre Anzahl derer Heyden/ | als der Christen auf dem Erdboden, und einem unvor- | greifflichen Vorschlag, zu des Christenthums | anzustellender Erweiterung: | Imgleichen einem accuraten Abriß obbemeld- | ter Insul vermehret. | (langer schwarzer Strich.) | HAMBURG, gedruckt und verlegt durch seel. Thomas von | Wierings Erben bey der Börse, im güldenen A, B, C. 1721. | Ist auch in Leipzig bey Philip Herteln zubekommen. |

463 bezifferte Seiten. 8⁰. Vorbericht 12 S. ohne Bezifferung. Die Erzählung des 1. Teils beginnt auf S. 1 und geht bis S. 419. S. 420—456 umfasst Rob. Crusoe's „Bedancken“ u. s. w. S. 457—463 „Erklährung etlicher See- und andrer Wörter.“ Titelkupfer wie in der ersten Auflage. Vor S. 1 grosser Plan der Insel. Darunter nur: C. Fritzsch. Sculps. — In der Mitte Robinsons Wohnung mit allem Zubehör; auf einem Zaune der Papagei, mit einem Zettel im Schnabel, wo auf steht: poor Robin Cruso. Links: die Wilden, um das Feuer tanzend und ihre Gefangenen verzehrend, ganz unten ein Canoe, in dem Freitag seinen Vater erkennt; rechts oben grosser Kampf mit den Wilden (bezieht sich auf die Situation im zweiten Teil), unten, das Schiff der meuterischen englischen Matrosen (Ende des ersten Teils), der frühere Commandeur des Schiffes, der Steuermann und Passagier, die ausgesetzt werden sollen, vor Robinson und Freitag, die in voller kriegerischer Ausrüstung.

[Exemplar in Hamburg.]

Die zweite Auflage des zweiten Teils: 1721. — Dieselbe war nicht mehr aufzufinden.

3te Auflage.

Das Leben und die gantz ungemeine Begebenheiten des Weltberühmten Engelländers Robinson Crusoe . . . Die Dritte Hamburgische Auflage. . . . Hamburg 1731. Gedruckt und verlegt durch seel. Thomas von Wierings Erben.

Geringfügige Änderungen von der 2. Auflage im Titel. Das 6. Kapitel des III. Teils auch wieder übersetzt, aber nicht auf dem Titel verzeichnet.

Das Leben . . . Robinson Crusoe. Worin dessen fernere Reisen . . . Zweiter und Letzter Teil. Die Dritte Hamburgische Auflage . . . Hamburg 1731.

Geringfügige Änderungen von der 1. Auflage im Titel. Vorrede = H II 1720.

[Exemplare beider Teile z. Z. im Besitz des Herrn Buchhändlers Lorentz in Leipzig.]

2.

Die Leipziger Ausgabe bei Martini.

Das Leben | und die gantz ungemeine | Begebenheiten | Des | ROBINSON | CRUSOE, | Welcher unter andern auf der Americani- | schen Küste durch Sturm Schiffbruch erlitten, | und bey dem Ausfluß des grossen Strohms Oroonoko an | eine unbewohnte Insul verschlagen worden, auf welcher | er über acht und zwantzig Jahr, bis zu seiner wunder- | baren Befreyung, gelebet hat. | **Von ihm selbst beschrieben/ und um seiner** | Fürtrefflichkeit willen aus dem Englischen | ins Teutsche übersetzt. | **Die vierdte Auflage,** | Mit zwölf Kupffern nebst einer accuraten Land-Charte, | worauf alle des Autoris Reisen gezeichnet sind, gezieret. | Mit allergnädigst.m PRIVILEGIO. | **Der erste Theil.** | (langer schwarzer Strich.) | Leipzig, in Commission zu haben | **Bey Johann Christian Martini,** | in der Nicolai-Strasse, Anno 1720. |

418 bezifferte Seiten. 8°. Vorrede 7 S. ohne Bezifferung. Am Schluss der Vorrede: Errata. Darnach folgt auf 3 Seiten: Erklärung etlicher See- und anderer Wörter. Dann beginnt auf S. 1 die Erzählung. — Die „Land-Charte“ aus diesem Exemplar herausgerissen. Von den 12 Bildern stellt das Titelbild Robinson in insularischer Tracht dar; Unterschrift „Robinson Crusoe“. Das zweite, (nach S. 2) „Robinson stehet vor seinem Vater, der ihm alle sein Unglück vorher saget.“ Das dritte, (nach S. 32) „Robinson Wirfft den Mooren ins Wasser und entfliehet.“ Das vierte, (nach S. 64) „Robinson leidet Schiffbruch und wird an eine wüste Insul geworffen.“ Das fünfte, (nach S. 134) „Des Robinson Traum und Bekehrung.“ Das sechste, (nach S. 170) „Robinson macht grosse Toepffe zu seinem Proviant “ Das siebente, (nach S. 178) „Robinson macht ein Canoe oder Boot.“ Das achte, (nach S. 190) „Robinson macht sich Kleider.“ Das neunte, (nach S. 228) „Robinson entdeckt den Ort der Cañibalischen Mahlzeiten.“ Das zehnte, (nach S. 278) „Der Wilde faellt nach seiner Erlösung dem Robinson zun Füssen.“ Das elfte, (nach S. 322) „Streit mit den Wilden. Errettung eines Spaniers.“ Das zwölfte, (nach S. 378) „Robinson gehet zu Schiffe, und verlaesst die Insul, auf welcher er über 28. Jahr gewesen.“ — Die Bilder sind teils von Brühl, teils von Krügner.

Das Leben | und die gantz ungemeine | Begebenheiten | Des | ROBINSON | CRUSOE, | Welcher noch ferner weite und höchst- | merckwürdige Reisen unternommen, seine In- | sul besucht und in bessern Stand gesetzt, und endlich aus | China durch die grosse Tartarey über Archangel, Ham- | burg und Holland nach verflossenen zehen Jahren | wieder in Engelland ankommen. |

Von ihm selbst beschrieben/ und um seiner | Fürtrefflichkeit willen aus dem Englischen | Original mit allem Fleiß und Treue ins | Teutsche übersetzt. | **Der andere Theil.** | Mit zwölff Kupffern und einer allgemeinen Land-Charte | von allen des Autoris Reisen gezieret. | Mit allergnädigstem PRIVILEGIO. | (langer schwarzer Strich.) | **Leipzig, bey Johann Christian Martini/** | in der Nicolai-Strasse, Anno 1720. |

416 bezifferte Seiten. 8°. Vorrede 12 S. ohne Bezifferung. Keine Seewörter. Die Erzählung beginnt auf Seite 1. Vor S. 1: „Allgemeine Land-Charte Der Gantzen Erd- und Wasser-Kugel, worauf des Robinson Crusoe Reisen gezeichnet sind." Grosser Plan. Die Reisen sind durch Linien bezeichnet. Unten: „Cum Privilegio". J. B. Brühl. sc. Lips. Besonderes Titelbild „Robinson entschlieszet sich zu seiner andern Reise." Die 12 Kupfer stellen dar: I (nach S. 8) „Robinson erwählet das geruhige Land-Leben in der Graffschaft Bedford." II (nach S. 80) „Robinsons unvermuthete Wiederkunfft auf seine Insul." III (nach S. 110) „Heyrath der fünff Engelländer mit den Wilden durchs Loos." IV (nach S. 148) „Robinsons Insul wird mit 37. gefangenen Wilden besetzt und angebauet." V (nach S. 210) „Des Engelländers Atkins Religions-Gespräch mit seinem Weibe einer Wilden." VI (nach S. 242) „Freytag wird von den Wilden erschoszen" VII (nach S. 266) „Madagascar wird geplündert und verbrannt, Jefery Tod zu rächen." VIII (nach S. 278) „Robinson wird zu Bengala selb dritte ausgesetzt und von seinem Schiff verlaszen." IX (nach S. 308) „Cochinchineser werden mit siedenden Pech vertrieben". X (nach S. 342) „Wunderlicher Aufzug eines Chinesischen Edelmanns." XI (nach S. 378) „Zerstörung des Tartarischen Götzen-Bildes Cham-Chi-Thaungu genañt." XII (nach S. 388) „Robinson kommt mit einer kleinen Caravane wieder in Europa." — Die Mehrzahl der Bilder unterzeichnet: Creite sc.

[Exemplare von Teil I und II in Dresden.]

3.

Die Ausgabe zu Franckfurt und Leipzig.

Das Leben | und die gantz ungemeine | Begebenheiten | Des | ROBINSON | CRUSOE, | Welcher unter andern auf der Americani- | schen Küste durch Sturm Schiffbruch erlitten, | und bey dem Ausfluß des grossen Strohms Oroonoko an | eine unbewohnte Insul verschlagen worden, auf welcher | er über acht und zwantzig Jahr, biß zu seiner wunder- | baren Befreyung, gelebet hat. | **Von ihm selbst beschrieben, und um seiner** | Fürtrefflichkeit willen aus dem Englischen | ins Teutsche übersetzt. | **Die fünffte Auflage.** | Mit zwölff Kupffern nebst einer accuraten Land-Charte, | worauf alle des Autoris Reisen gezeichnet sind, gezieret. | **Der erste Theil.** | Franckfurth und Leipzig 1720. |

418 bezifferte Seiten. 8°. Vorrede 6 S., darauf die „Seewörter" 4 S.; beide ohne Bezifferung. Die Erzählung beginnt auf S. 1.

[Exemplare zu Berlin und Frankfurt a. M.]

4.

Die Leipziger Übersetzung bei Weidmann.

Das Leben | und die gantz ungemein merckwürdigen | Begebenheiten | Des | Weltberühmten | ROBINSON | CRUSOE, | Anderer Theil, | Welcher dessen Rück-Reise nach seiner | Insul, und seine aufs neue gethane Reisen, | auf welchen sich viele wundersame und lesens- | würdige Fata mit ihm zuge- tragen, | in sich hält; | **Von ihm selbst beschrieben/ und um sei-** | ner Fürtreff-

lichkeit willen, aus dem Engli- | schen und Frantzösischen ins Teutsche | über- setzet, | **Mit saubern Kupffern.** | **LEIPZIG,** | **bey Moritz Georg Weid- mann**/ | Sr. Königl. Maj. in Pohlen und Churfürstl. | Durchl. zu Sachsen Buchhändlern. | ANNO 1721. |

448 bezifferte Seiten. 8⁰ Vorrede 8 S. ohne Bezifferung. „Seewörter" 4 S. nach der Vorrede, ohne Bez. 7 Kupfer.

[Exemplar in Berlin.]

Teil I. 1720. [War nicht mehr aufzufinden.]

Teil III. und IV. (3. Teil des Rob. Cr.) 1721. [War nicht mehr aufzufinden.]

N. Aufl. I. Teil 1721. — 2 Teile 1727, 28. — 2 Teile 1731.

5.

Nachdrucke nach dem Jahre 1720.

a) Das Leben und die gantz ungemein merckwürdigen Begebenheiten des Weltberühmten R. Cr. Anderer Theil u. s. w. Leipzig, zu finden bey Georg Christoph Wintzern, Buchhändlern, in der Grimischen-Gasse, unter Herrn Stadt-Lieutenants Mangolds Hause. Anno 1721.

Nachdruck von Weidmann II.

[Exemplar in Weimar.]

Teil I. ?

b) Des weltberühmten Engelländers R. Cr. Leben und gantz ungemeine Begebenheiten u. s. w. Franckfurth und Leipzig, bei den Felßeckerischen Erben. 1737.

Nachdruck von Hamburg I 1720.

[Exemplar in Berlin.]

Fernere Ausgaben in Frankfurt und Leipzig (bei Felsecker?) 1745, [Exemplar früher in Dresden] 2 Teile; 1746, 2 Teile; 1765—66, 2 Teile; 1773.

c) 2 Teile, 1731, bei Felsecker in Nürnberg.

Des weltberühmten Engelländers R. Cr. Leben u. s. w. Anderer Theil. Nürnberg, zu finden bey Adam Jonathan Felßecker; seel. Erben. 1735.

Nachdruck von Weidmann II.

[Exemplar in Berlin.]

Fernere Ausgabe bei Felsecker in Nürnberg: 1755, II Teile.

6.

Neue Übersetzung des Robinson bei Felsecker.

Leben und außerordentliche Begebenheiten des Robinson Crusoe von York. Aus dem Englischen der 15. Auflage neu übersetzt. (Von F. Schmit, Prof. in Liegnitz.) Nürnberg 1782, 83. 2 T.

[War nicht aufzufinden.]

7.

Übersetzung des dritten Teils des Robinson.

Ernstliche und wichtige | **Betrachtungen** | Des | ROBINSON | CRUSOE, | Welche er bey den Erstaunungs- | vollen Begebenheiten seines | Lebens gemacht hat. | **Benebst seinem Gesicht** | Von | **der Welt der Engel.** | Aus dem Englischen und Frantzösischen | übersetzt. | Wie auch mit curiösen Kupffern, nebst | einer accuraten Land-Charte, worauf alle | des Autoris Reisen gezeichnet sind, | gezieret. | (langer Strich.) | AMSTERDAM, | 1721. |

512 bez. Seiten. 8°. Vorrede des Übersetzers 11 S. Vorrede des Robinson Crusoe 13 S. Register der Kapitel 4 S. Alles unbeziffert. Die Erzählung beginnt auf S. 1. 6 Kupfer. Titelbild: Gesicht von der Englischen Welt. Vor S. 1 grosse Landkarte mit Robinsons Reisen.

[Exemplare zu Berlin, Weimar, Stuttgart.]

Über die Übersetzung bei Weidmann vgl. Nr. 4.

II.*)

Die Robinsonaden bis zum Jahre 1743.

a) Die Robinsonaden unter dem Titel: „Robinson".

1.

Des | Robinson Crusoe | Dritter und Vierter Theil, | Oder, | Lustige und seltsame | Lebens-Beschreibung | Peter | von | Mesange, | Worinnen | Er seine Reise nach Grönland und an- | dern Nordischen Ländern, nebst dem Ursprung, | Historien, Sitten, und vornemlich das Paradies de- | rer Einwohner des Poli critici, nebst vielen un- | gemeinen Curiositäten, artig und wohl | beschreibet. | Mit vielen Kupffern. | Leyden, | Bey Peter Robinson, 1721. |

2 Teile; zus. gebunden. 624 bez. Seiten. 8°. Vorrede 4 S. ohne Bezifferung. — Nach S. auch Ausgabe zu Leipzig 1721; Gering veränderter Titel, mit Angabe: aus dem Französ. übers.

[Exemplare zu Berlin, Weimar, Frankfurt.]

2.

Beschreibung | Des | Mächtigen Königreichs | Krinke Kesmes, | Welches eine grosse Insul, nebst vielen | dazu gehörigen kleinen Eylanden, in sich | fasset, und zusammen | Ein Theil | Des | Unbekannten Südlandes, | So unter dem Tropico Capricorni gelegen ist, | ausmachet, | Worinnen | Die seltsame Lebens-Historie | Eines Holländers, | So in dem 6. Cap. dieser Beschreibung weitläuff- | tig enthalten, erzehlet, | Und | Nebst der Policey und

---

*) vgl. die Bemerkung S. 44. — Dazu sei noch bemerkt: Vollständigkeit der Bibliotheksnachweise, ganz besonders für spätere Auflagen der ersten Ausgaben, ist nicht erstrebt worden. — Die Bezeichnung „Berlin" bedeutet, wie bei I und III: „Kgl. Biblioth. Berlin".

Justiz, Gottesdienst, | Handelschafft, Auferziehung der Kinder, Sitten | und Gewohnheiten der Einwohner, auch sehr vielen andern | Merckwürdigkeiten beschrieben wird | Durch | Den Herrn Juan de Posos. | Darbey zugleich verschiedene curieuse Physikalische, | Medicinische, Oeconomische, Politische, und insonderheit | Moralische Materien abgehandelt werden, | Wegen der ungemeinen Curiosität ins Teutsche | übersetzet, und mit saubern Kupffern | gezieret. | Leipzig, 1721. | Verlegts Georg Christoph Wintzer, Buchhändler, | in der Grimmischen Gasse, unter Hr. Stadt-Lieut. | Mangolds Hause. |

255 bez. Seiten. 8°. Avertissement 6 S. Zwischen S. 110 und 111 im Cap. VI. neues Titelblatt: Der | Holländische | Robinson Crusoe, | oder | Das merckwürdige Leben | und | Die besonders curieusen Avanturen | Henrich Texels | Eines Holländers, | Welcher im Jahr 1655. auf dem unbe- | kannten Südland von seinen Schiffs-Came- | raden sich verirret, und daselbst allein, in der un- | bewohnten Wildniß, zurück bleiben | müssen, | Allwo er dreyßig Jahr lang | In der Einsamkeit auf eine höchst-wunderbare Weise | sein Leben zugebracht, viele seltsame fata gehabt, endlich | aber wieder in einen glücklichern Zustand gesetzet | worden; | Diese wundersame Begebenheiten | hat er selbst beschrieben, und dem Hrn. de Posos Anno | 1702. in einen Manuscript communiciret. | Wegen seiner ungemeinen Curiosität ins Teutsche | übersetzt, und mit saubern Kupffern | gezieret. | Leipzig, 1721. | Verlegts Georg Christoph Wintzer, Buchhändler, | in der Grimmischen Gasse an der Ecke des alten | Neumarckts. |

Unter diesem Titel vielleicht, Sonderausgabe, von Texels Geschichte 1727. — 2. Auflage 1748. Etwas kürzerer Titel, verlegt in Delitzsch bei Vogelsang. S. 256—72 daselbst: Anhang oder kurtzgefasste Nachricht von den Unbekannten Süd-Ländern etc. [Exemplar in Dresden.] Neue Auflage Delitzsch 1751. (Heins.)

[Exemplar in Berlin.]

3.

Der Teutsche | Robinson | Oder | Bernhard Creutz | Das ist | Eines übelgearteten | Jünglings | seltsame Lebens-Beschreibung | Darinnen | Seine Geburth, Auferziehung, Lehr- | Jahre, höchstgefährliche Reisen, Ordens- | Standt, Heyrathen, Schiffbruch, Judenthum/ | Hohe Erhebung, jählinger Fall/ verwunde- | rungs-würdige Fata und Begebenheiten | erzehlet. | Und nebst einer neuen Welt, derselben Frucht- | barkeit, Justiz-Policey/ Sitten/ Gewohnheiten | und geführte Kriege. | Mit glaubwürdiger Feder beschrieben | und | mit saubern Kupfern gezieret | werden. | Hall in Schwaben/ | Zu finden bey Joh. Ferd. Galli. |

261 bez. Seiten. 8°. Vorrede 4 S. ohne Bez. Diese Ausgabe wohl vom Jahre 1722. Erster Druck zu Leipzig 1722. (H.) Etwas anderer Titel. Auch Ausgabe zu St. Gallen 1722. (H; Verwechslung mit Galli?) Neue Ausgabe 1727, Halle. (H.) 1737 (S.)

[Exemplar in Dresden.]

4.

Der Sächsische | Robinson, | Oder | Wilhelm Retchirs/ | Eines | Gebohrnen Sachsens, | Wahrhafftige Beschreibung seiner Anno | 1691. von

Leipzig aus, durch Holland, | Engelland, Franckreich, Spanien, Portugall, | die Barbarey, Griechenland, Servien, | und Hungarn gethanen Reisen, | Wobey er | Vielen wunderbaren Glücks- und Unglücks- | Fällen, zwey mahl durch Schiffbruch, auch son- | sten denen äuserſten Lebens-Gefahren unterworffen gewe- | sen, wovon ihn aber die sonderbare Vorsorge des Höch- | sten allezeit glücklich errettet, und endlich nach 28. Jahren, | gesund in sein Vaterland zurück gebracht/ von ihm | selbst ans Licht gegeben. | Mit darzu dienlichen Kupffer-Stichen. | Leipzig, | Bey Friedrich Lanckischens Erben, 1722. |

Der Andere Theil | Des | Sächsischen | Robinsons | Oder | Wilhelm Retchirs | Wunderliche Reise | Über Oesterreich/ Hungarn/ Türckey/ | nach Constantinopel, über Palestinam nach | Mecha und Egypten, und durch Barbarien, Griechen- | land. Endlich von Italien zurück nacher Sachsen, | darinnen seine abermahlige Sclaverey und wunderli- | che Begebenheiten ausführlich von ihm selbst beschrie- | ben, und dabey noch allerhand artige Zufälle, so | einem jeden in der Frembde begegnen kön- | nen, beygefüget werden ꝛc. | Mit Kupffern. | Leipzig, | Bey Moritz Georg Weidmannen. Anno 1723. |

Teil I 424 bez. Seiten. Vorrede 4 S. ohne Bez. 8°.

Teil II 334 bez. Seiten. Vorrede 2 S. ohne Bez. 8°. Nachdruck? und erste Ausgabe auch bei Lankischens Erben?

Neue Ausgaben 1727 2 Bde.; 1744—47 2 Bde. bei Lanckischens Erben [Exemplar in Dresden.]; 1750 Teil II; 1759 2 Bde. [Exemplar in Stuttgart.] Seitenzahl schwankt sehr. Titel von 1744 gering verändert.

[Exemplar von Teil I in Berlin, Teil II in Weimar.]

5.

Der | Italiänische | Robinson, | oder | gantz sonder- und wunderbahre | Avanturen | Don Antonio | De | Buffalis, | Eines | Italiänischen von Adel | Von dessen Gebuhrt an bis zu seinen | Männlichen Jahren. | Zu honnêter Gemüths-Ergötzung der | Teutschen Welt mitgetheilet. | Hamburg, | Gedruckt und verlegt durch seel. Thomas von Wierings-Erben | im güldenen A,B,C. 1722. |

218 bez. Seiten. 8°. Ohne Vorrede. Nachbericht 2 S. ohne Bez.

[Exemplar in Weimar.]

6.

Der | Frantzösische | Robinson, | Oder | Franc. Laguet | Eines | gebohrnen Frantzosens/ | Warhafftige Beschreibung | seiner Reisen und wunderlichen | Begebenheiten | nach zweyen unbewohnten | Ost-Indischen Insuln; | Nebst | Einer Erzehlung der merck-würdigsten | Dinge/ die sie auf der Insul Mauritii, zu Batavia, | an dem Cap der guten Hoffnung, auf der Insul | S. Helena und andern Orthen worauf Sie zukom- | men/ angemerckt haben. | Mit Land-Carten und Figuren | versehen. | Franckfurth und Leipzig/ | Verlegts Michael Rohrlachs sel. Wittib und Erben/ in Liegnitz 1723. |

2 Teile, ohne neues Titelblatt. 400 bez. Seiten. 8°. Vorrede des Autoris (Gegeben zu London/ den 1. Oktober 1707) 28 S. ohne Bez. — Am Schluss: Register der Vornehmsten und merckwürdigsten Sachen, 31 S. ohne Bez.

[Exemplar in Weimar und Dresden.]

7.

Der | Persianische | Robinson | Oder: | Die Reisen | Und | gantz sonderbahre | Begebenheiten | Dreyer Printzen von Sarendip | Wegen | ihrer Anmuthigkeit/ aus dem Persiani- | schen in die Frantzösische und aus dieser in | die Teutsche Sprache übersetzet. | Mit Kupffern. | Leipzig/ | Bey Moritz Georg Weidmannen. Anno 1723. |

316 bez. Seiten. 8⁰. Vorrede 4 S. ohne Bez.

[Exemplar in Berlin.]

8.

Schlesischer | Robinson | Oder | Frantz Anton Wentzels v. C** | eines schlesischen Edelmanns | Denckwürdiges Leben/ | seltsame Unglücks-Fälle und | ausgestandene | Abentheuer, | Aus übersendeten glaubwürdigen Nach- | richten, so wol zur Belustigung des Lesers, | als | Unterricht Adelicher Jugend | in Druck gegeben. | Erster Theil. | Breßlau und Leipzig, | bey Ernst Christian Brachvogeln, Buchh. | Anno 1723. |

Anderer und letzter Theil. Anno 1724. |

Zus. gebunden. — I. Teil 382 bez. S. 8⁰. Vorbericht 12 S. ohne Bez.
II. Teil 392 bez. S. 8⁰. Vorbericht 4 S. ohne Bez. — Etwas veränderter Titel.

[Exemplar in Berlin.]

*9.

Geistlicher Robinson, oder lustige, angenehme und wahrhafftige Beschreibung einer sehr weiten Reise so ein Capuciner in viele Lande von Europa, Africa, America gethan. (S.) Erfurt (Frankfurt?) 1723.

Nach H., dem das Buch nicht bekannt: 1723. 4⁰. (Gr.: 8⁰.) 1232 S. — 1724 Leipzig. 8⁰. 1264 S.

10.

Jungfer | Robinsone, | Oder | Die verschmitzte | Junge-Magd, | Worinne | Derselben Ankunfft, Erzie- | hung, Flucht, Reisen, Lebens-Wandel, | Auffstellungen, Fata, und endlich | erlangte Ehe, | erzehlet, | Dieses Völckgens Untugend, lose | Händel und schlimme Streiche abgehobelt, | und auf die Seite geworffen werden, Historisch doch | ziemlich wahrhafftig und andern zur Warnung | vorgestellet | Von | Celebilicribrifacio. | Hall in Schwaben 1724. |

136 bez. Seiten. kl. 8⁰. Vorrede 4 S. Eingang 6 S. ohne Bez. Erste Ausgabe ebenda 1723.

[Exemplar in Berlin.]

*11.

Madame Robunse mit ihrer Tochter Jungfer Robinsgen, oder die politische Standesjungfer von Bariteriposunds. Adrianopel (d. i. Leipzig) 1724.

Ausg. zu Pfeiffenthal o. J. (Gr.)

12.

Nieder-Sächsischer | Robinson, | Oder/ Joh. Friedrich | von Klencken, | Eines Nieder-Sächsischen | Edelmanns | gethane Reisen/ Unglückliche

Gefangenschafft, | Und | Wunderbarliche Befreyung 2c. | Zu Lehrreicher Belustigung | Curioser Liebhaber | Von Ihm selbsten auffgesetzt und | beschrieben. | Franckfurt Anno 1724. |

64 bez. S. kl. 8°. Ohne Vorrede. — Neue Ausgabe Leipzig 1736. [Exempl. in Dresden, Stuttgart.] — 1738 (Gr. und H.)

[Exemplar in Weimar.]

13.

Der | Unter der | Masque | Eines | Deutschen Poetens | Raisonnirende | Robinson. | Suspende, Lector Benevole, Judicium | tuum, donec plenius, quid feram, | cognoveris. | Leipzig, | Bey Michael Rohrlachs Wittib | und Erben, 1724. |

136 bez. Seiten. kl 8°. Vorrede 2 S. ohne Bez. — Neue Ausg. 1727 (Georgi.)

[Exemplar in Dresden.]

14.

Der | Moralische | Robinson, | in welchen unterschiedene | Moralische Reflexions, | die ein gewisser junger Cavalier | mit seinem Hoffmeister | Virtuoso | auf Reisen gemacht, | communiciret werden, | Durch die Feder seines ehemahls gewesenen Secretarii, | Paulini. | Erstes Stück, | in sich haltend, | die Reise | in die Provintz der Unhöfflichkeit | (Grobianien.) | Halberstadt, | bey Johann Michael Teubnern | 1724. |

72 bez. Seiten. kl. 8°. Vorrede 2 S. ohne Bez.

[Exemplar in Berlin.]

15.

Gustav Landkron | eines Schwedischen Edelmannes | merckwürdiges Leben und gefährliche Reisen. | Auf welchen er | als ein warhafter | Robinson | sich mit einer getauften Türckin | bey 12. Jahren/ in einer unbewohnten Insel wunderbahr erhalten; | auch sonsten | die erschrecklichsten Fatalitäten/ mit erstaunender Standhafftigkeit | erduldet und überwunden hat; | Biß er endlich gantz unvermuhtet zu einer rechten Glückseeligkeit gelangen | können. | Nach seinem eigenen etwas undeutlichen Concept/ | mit verbesserter Schreib-Art und darzu gehörigen Kupfern, zum öfentlichen | Druck beförderť | durch | C. J. v. M. | Zu finden auf der Franckfurther und Leipziger Meße. A. 1724. |

720 bez. Seiten. 8°. Vorrede 8 S. ohne Bez. — Neue Ausg. Nürnberg 1726, 27; 31, 39, (S.); 36 (Gr.); 43, 44; 53, 54 Breslau; 70. Frankf. u. L. [Exemplar v. 44 u. 70 in Dresden.] 1733 holländische Übers. desselben. [Exemplar in Berlin.]

[Exemplar in Berlin.]

16.

Der | Amerikanische | Robinson, | In | Drey unterschiedenen/ curieusen/ | seltsamen und angenehmen | Begebenheiten | vorgestellet/ | und | Seiner Vortrefflichkeit wegen | aus dem Frantzösischen ins | Teutsche übersetzet. | Cölln, 1724. |

219 bez. Seiten. kl. 8°. Ohne Vorrede. — Neue Ausg. Dresden 1734 (H.); Cölln 1734.

[Exemplar in Berlin.]

17.

Der | Niderländische | Robinson, | Oder: | Mirandors | seltsamer | Lebens-Lauff/ | Worinnen | unterschiedene sonderbare Be- | gebnisse/ wunderliche Zufälle/ ange- | nehme Liebes-Händel/ nützliche Anmer- | ckungen über den jetzigen Zustand der Welt/ und | ernstliche Bestraffung der heut zu Tage/ im Schwang gehenden Laster und | Thorheiten zu finden./ | Aus dem Holländischen in das Hoch- | teutsche übersetzet/ und mit vielen Kupffern außgezieret. | Ridendo dicere verum, quis vetat? | Franckfurt und Leipzig 1724. |

2 Teile zus gebunden.. I. Teil 342 bez. S. II. Teil 322 bez. S. 8°. Ohne Vorrede.

[Exemplar in Weimar.]

18.

Gefährliche und unerhörte Reisen | Des Vorgängers | Aller dererjenigen herum geirreten Ritter, welche biß anhero ihre | Lebens-Beschreibungen unter dem Nahmen | Robinson | Der neugierigen und leichtgläubigen Welt für eine sichere | Wahrheit verkauffen wollen: | Oder | Luciani Samosatensis | Warhaffte Geschichte scilicet: | Nebst dem Supplemento des Herrn von Fremont, | Die erstere aus dem Griechischen und Das letztere aus dem Frantzösischen/ beyder | Vortrefflichkeit wegen ins Teutsche übersetzet/ auch mit hierzu | dienlichen Kupffern ausgezieret. | Worzu statt eines Anhanges noch gekommen, | Die Begebenheiten des Orestes, | aus einem Griechischen Manuscripto zusammen gelesen. | Zu finden auf der Franckfurther und Leipziger Meß. Ar. 1724. |

199 bez. Seiten 8°. Vorrede des Übersetzers 7 S. Vorrede des Autoris (Lucian) 5 S.; beide ohne Bez. Titel geht über 2 Seiten.

[Exemplare in Weimar und Berlin.]

19.

Der | Spanische | Robinson; | oder | Sonderbahre | Geschichte | des | Gil Blas | von | Santillana. | Der erste Theil. | Aus dem Frantzösischen übersetzt, und mit Kup- | fern gezieret. | Hamburg, | Gedruckt und verlegt von seel. Thomas von Wierings | Erben, bey der Börse, im güldnen A,B,C. 1726. | Ist auch in Leipzig bey Philip Herteln zu bekommen. |

Des | Spanischen | Robinsons | Zweiter Theil; | oder | Fortsetzung | der | Sonderbahren | Geschichte | 2c.

Des | Spanischen | Robinsons | Dritter Theil; | oder | Fortsetzung und Schluß | der | Sonderbahren | Geschichte | 2c.

Zus. geb. — I. Teil 332 bez. Seiten. 8°. Vorrede des Übersetzers 3 S. Aufrichtige Bekänntnis des Frantzösischen Autoris, 1½ S. Gil Blas an den Leser 2½ S. Alle ohne Bez.

II. Teil. 286 bez. Seiten. 8°. Ohne Vorrede.

III. Teil. 316 bez. Seiten. 8°. Ohne Vorrede. — IV. Teil 1735. Neue Auflage: 1730–35. 4 Teile. 3. Auflage 1742. 4 Teile.

[Exemplar von Teil I—III in Weimar.]

20.

Der | Buch-Händler | Robinson, | Oder ausführliche | Lebens-Beschreibung | Eines niemahls betrübt | gewesenen | Lustigen Sachsen, | Wel-

cher | Vielen Unglücks-Fällen unterworffen | gewesen, dennoch aber glücklich davon | kommen. | Worbey eine vollkomene Nach- | richt von dem letzten Brabantischen | Kriege, und denen daselbst befind- | lichen Städten. | Gedruckt zu Cölln am Rhein/ | Wo viele Buchhändler seyn. | Leipzig | Zu finden bey Boetio, An. 1728. |

93 bez. Seiten. kl. 8°. Vorrede 2 S. ohne Bez.

[Exemplar in Berlin.]

21.

Der | Medicinische | Robinson, | Oder: | Höchst merck- und denckwürdige | Lebens- | und | Reise-Beschreibung, | Eines | in diesem Jahr-Hundert | verstorbenen Medici, | Darinnen alle dessen wunderbare Unfäl- | le, unglaubliche Widerwärtigkeiten, erschreck- | liche Lebens-Gefahren und unendliche Unglücke, auch | wie er einige Jahr auf einer unbewohnten Insul | höchst wunderbahr erhalten worden, | Aus seiner hinterlassenen eigenen Schrifft erzehlet, | und auf Begehren vornehmer Gönner an das | Licht gestellet worden: | Wobey ins besondere zum öfftern des einge- | rissenen Mißbrauchs und Verunehrung der edlen Ge- | sundheits-Gelahrtheit und der Unart einiger seichten Ärzte gedacht, | überhaupt aber manch guter Gedancke über gute und böse | Dinge angebracht wird. | Schweidnitz und Leipzig, | Verlegts Johann Georg Böhm. 1732. |

222 bez. Seiten. Vorrede S. 1–6. 8°.

[Exemplar zu Dresden und Stuttgart.]

*22.

Sächsischer Robinson, oder des närrischen Barons Reisen nach der Türckey, Egypten und Griechenland. 1735. |

Einzig erwähnt bei S. — Persiflage von 4?

23.

Pohlnisch-Preußischer | Robinson, | Welchen sein | Wunderbares Schicksal | in alle | Vier Theile der Welt | geführet hat. | Aus dem Holländischen in das | Deutsche übersetzet. | Frankfurt und Leipzig. | 1736. |

104 bez. Seiten. 8°. Vorrede 4 S. ohne Bez.

[Exemplar in Berlin, in dem S. 34—47 fehlt.]

24.

Thüringischer | Robinson, | Das ist: | Robinson Baackers, | eines gebohrnen Thüringers, | curieuse/ Lebens-Beschreibung, | In welcher zu finden | Dessen schwehre vierfache Türckische | Sclaverey/ remarquable Befreyung/ | glückliche Flucht nach Galatha, und vergnügte | Wiederkunfft in sein Vaterland, | Bey müßigen Stunden zum angenehmen Zeit- | Vertreib mitgetheilet | von | Pellandern. | Franckfurt und Leipzig, 1737. |

261 bez. Seiten. 8°. Vorrede 4 S. ohne Bez. Neue Ausg. Gotha 1740.

[Exemplar in Weimar]

25.

Der | Nordische Robinson, | Oder | Die wunderbaren | Reisen | auch ausserordentlichen | Glücks- und Unglücks-Fälle | Eines gebohrnen Normanns, | Woldemar Ferdinand/ | Wie derselbige | Auf eine sonderbare Art nach einer vorhin | von einem eintzigen Manne bewohnt gewesenen Insul | gelanget, auch sich eine ziemliche Zeit allda aufgehalten, endlich | aber nach vielen gehabten Fatalitäten sein Vaterland wieder | glücklich erreicht, | Nebst untermengten merckwürdigen Bege- | benheiten anderer Personen, | Zum erlaubten Zeitvertreib ans Licht gestellet | Durch | Selimenem. | Erster Theil. | Coppenhagen, | bey Frantz Christian Mumme. **1741.** |

Zweyter Theil 1741. |

I. Teil 259 bez. Seiten 8⁰. Widmung an Herrn Christian von W. 3 S. Vorrede 4 S. beide ohne Bez.

II. Teil 282 bez Seiten. Derselbe Titel. Ohne Vorrede. Neue Ausgabe von I und II 1749. III. Teil 1749.

[Exemplar von Teil I und II in Berlin und Stuttgart.]

26.

Die | wundersamen Abentheuer | Des in der | Welt herumirrenden | Neuen | Don Quixotte | Oder | Schwäbischen | Robinson | Nebst | vielen andern sehr anmuthigen | Liebes-Geschichten | Aus | dem Holländischen übersetzt | Von | Sieur du Chevreuil. | Leipzig **1742.** | Verlegts Christian Abraham Gäbler | im Durchgange des Auerbachischen Hofs. |

320 bez. Seiten. 8⁰. Vorrede 12 S. ohne Bez.

[Exemplar in Dresden.]

b) Die Robinsonaden, welche nicht den Titel „Robinson" führen.

*1.

Des seltsamen Avanturier sonderbare Begebenheiten oder Corn. Paulsons wahrhaffte Lebensgeschichte. Lübben **1724.** (K.)

*2.

Die deutsche Avanturiere oder wahrhaffte Geschichte, wunderbahre Fata und gar besondere Begebenheiten eines charmanten Bürger-Mädgens in Tilinien von Veramor. **1725.** (K.)

3.

Wahrhaffte | und merckwürdige Lebens- | Beschreibung | Joris Pines | von Dublin aus Irrland bürtig, | Worinnen | Dessen Ankunft und 70. jähriger | Auffenthalt auf einer wüsten Insul Süd-Lan- | des, mit seinen vier Weibern, als einer schwar- | tzen und drey weissen; Auch seine daselbst gehab- | ten Erstaunens-würdigen Avanturen, Vermeh- | rung seines Geschlechts, angefangene, und von | seinen Nachkommen den Pinesern fortgesetzte | Viel-Weiberey, dessen Testament und Gese- | tze, Zwiespalt seiner Kinder, derselben |

nothwendige Blut- | Schande, | Ingleichen deren Bekanntschafft und | Handel mit den Süd-Ländern, beyder Sitten | und wunderliche Lebens-Art ausführlich | beschrieben wird. | Aus dem Englischen übersetzet. | Anno MDCCXXVI. |

424 bez. Seiten. 8°. Vorrede ohne Bez. II, III, IV Auflage: Schneeberg 1729; 34; 44.

[Exemplar in Weimar.]

4.

Der | Englische | Einsiedler. | Oder: | Die wundervolle Begebenheiten | und seltene Unglücks-Fälle eines | Engländers, | Philip Quarll; | welcher | unlängst von einem Bristolschen Kauf- | mann, Nahmens Dorrington, | auf einer unbewohnten Insul im Süd- | Meere, allwo er sich ohngefehr funffzig | Jahre aufgehalten, | und noch befindet, oh- | ne nach seiner Heimath kehren zu wol- | len/ entdecket worden. | Aus dem Englischen übersetzet, und mit | schönen Kupferstichen gezieret. | Nürnberg/ | zu finden, bey Adam Jonathan Felßecker, | Anno 1729. |

368 bez. Seiten. 8°. Des englischen Verlegers Vorbericht 10 S. ohne Bez. — Zuerst Hamburg, Wiering, 1728. Ausgabe 1729 Nachdruck? Neue Ausgaben 1732, 1745. Dann Berlin 1790 (Gr.); 1792 in: Die Rothe Bibliothek, enthaltend Robinsonaden, Visionen und Cabalistische Erzählungen. Mit Kupfern. Erster Band: Der englische Einsiedler. (376 S.) Mit Churf.-Sächs. gnädigster Freiheit. Leipzig 1792. Bei J. D. Kleyb. [Exemplar in Dresden.]

[Exemplar in Berlin.]

5.

Die | glückseeligste Insul | auf der gantzen Welt, | oder | Das Land | der | Zufriedenheit, | Dessen | Regierungsart/ Beschaf- | fenheit/ Fruchtbarkeit/ Sitten | derer Einwohner, Religion, Kirchen- | Verfassung und dergleichen, | Samt der Gelegenheit, wie solches Land | entdecket worden, ausführlich erzehlet | wird, von | Ludwig Ernst von Faramund. | Mit Kupfern versehen. | Franckfurt und Leipzig/ | bey Peter Conrad Monath/ 1728. |

2 Teile. 250 bez. Seiten. 8°. Vorrede 4 S. ohne Bez. Neue Ausgabe 1737. [Exemplar in Berlin.]

[Exemplar in Dresden.]

6.

Die wunderbahre | und erstaunens-würdige | Begebenheiten | des | Herrn von Lydio, | drey Theile, | Worinnen dessen fast unglaubliche und | unerhörte Fata enthalten; | Insonderheit wie er durch einen entsetzlichen | Sturm auf eine unbewohnte Insul geworffen, auf | derselben 6. Jahre ohne einiges Menschen Hülffe | oder Gesellschaft zugebracht; | Endlich aber, nachdem solche durch ein erschreck- | liches Erdbeben erschüttert, ihr gantzes Fundament loß | gerissen, und Stück-weiß von Wind und Wellen an das feste | Land von Africa getrieben worden; haben ihn die Barbaren er- | haschet, und in die Sclaverey gestürtzet, in welcher er biß An. | 1727 den 13. August. verharren müssen, da er Gelegenheit | gefunden, sich durch eine sonderbahre Schickung | daraus zu erretten; | Mit untermengten curieusen Geschichten | anderer Personen, von ihm selbst beschrieben; | der neu-begierigen Welt mitgetheilet | durch

Selimenem. | Dritte Auflage. | Copenhagen und Leipzig | Bey Friedrich Christian Pelt. 1754. |

3 Teile zus. gebunden. — I. Teil 296 bez. Seiten. 8°. Vorrede 2 S. ohne Bez. II. Teil. Weiterzählung der Seiten bis 524. 8°. Ohne Vorrede. III. Teil. 208 Seiten bez. Vorrede ohne Bez. 2 S. — Erste Ausgabe des I. Teils Frankfurt und Leipzig. 1730; des II. Teils Copenhagen und Leipzig. 1731; des III. Teils Frankfurt und Leipzig. 1734. (K. 1732?) Andere Titel als 3. Auflage.

[Exemplar in Bremen.]

*7.

Des englischen Schiffskapitain Robert Boyle Reisen und Begebenheiten. (R.)

A. dem Englischen übers. Halberstadt 1735. (S.) Breslau 1744. (Heins.) Beide Angaben bei Jaeger.

8.

Das | Bey zwey hundert Jahr lang unbe- | kannte, nunmehro aber entdeckte | vortreffliche | Land | Der | Inquiraner, | Aus der Erzehlung | Eines nach langwieriger Kranckheit in unsern Ge- | genden verstorbenen Aeltesten dieses glückse- | ligen Landes, | Nach allen seinen Sitten, Gebräuchen, | Ordnungen, Gottesdienst, Wissenschafften, | Künsten, Vortheilen und Einrichtung | umständlich beschrieben, | Und dem gemeinen Wesen zum Besten | mitgetheilet, | Von | A B C. | Franckfurt und Leipzig 1736. |

2 Teile. Zus. gebunden. Derselbe Titel vor dem 2. Teil. Teil I 384 bez. Seiten. Vorrede S. 3—16. Teil II: Frankfurt und Leipzig 1737. 236 bez. S. Ohne Vorrede. Fernere Teile?

[Exemplar in Bremen.]

9.

Der lustige | Avanturier. | Oder: Das im Anfang wilde und ungezogene | Leben | eines jungen Holländers | Cornelii van A***. | Welcher durch mancherley Fatalitäten, die er auf Reisen | und in der Fremde erlebet, eine vernünftige | Lebens-Art angenommen, | bis er endlich gantz unvermuthet | zu einer rechten Glückseligkeit | gelangen können, | von Ihme selbst | in Holländischer Sprache beschrieben. | Franckfurt und Leipzig MDCCXXXVIII.

238 S. bez. kl. 8°. Ohne Vorrede.

[Exemplar in Dresden.]

(*) 10.

Curieuse und wundervolle Begebenheiten Johann Mauritius von Brachfelds in den unbekannten Südländern. (R.) Frankfurt und Leipzig 1739. (K.) Eisenach 1759. (Heins.)

[Exemplar in Dresden.]

11.

D. V. A. | Reise | nach der Insul | Caphar Salama, | Und | Beschreibung | der darauf gelegenen | Republic | Christiansburg, | Nebst einer Zugabe | Von Moralischen Gedancken, | in gebundener und ungebunde- | ner Rede, | Herausgegeben | von | D. S. G. | Esslingen 1741. | Verlegts, Friedrich Christian Schall, Buchhändler. |

365 bez. Seiten. 8°. Vorbericht 18 S. ohne Bez. Blatt zwischen S. 192 und 192 (doppelt gezählt): „D. S. G. Moralische Gedancken Uber unterschiedliche Materien In gebundener und ungebundener Rede.“

[Exemplar in Hamburg.]

12.

Merckwürdiges | Leben und Reisen | Jacobi | de Roy | gewesenen Capitains in Ost-Indien, Worinnen | Dessen Flucht von Batavia, die er | im Jahr 1691. nach der Insul Borneo und | Königreich Atchin auf der Insul Suma- | tra, unternommen, | Ingleichen | Eine wahrhaffte Erzehlung seltsamer | Avanturen; als Beraubung seiner Schiffe und | Güter, erlittenen Hunger, Durst, Blöße, Armuth, | allerhand Lebens-Gefahr und andern unaus- | sprechlichen Elend, so er ausgestanden, | ausführlich beschrieben wird. | Erstlich | Von dem Autore selbst in Holländischer | Sprache geschrieben, hernach ins Hochdeutsche | übersetzt. | Zweyte Auflage. | Anno MDCCXLVI. |

294 S. bez. kl. 8°. Vorrede 7 S. ohne Bez. Erste Auflage vor dem Jahre 1743?

[Exemplar in Dresden.]

III.

Schnabels Werke.

a) Die Insel Felsenburg.

Wunderliche | FATA | einiger | See-Fahrer, | absonderlich | ALBERTI JULII, | eines gebohrnen Sachsens, | Welcher in seinem 18den Jahre zu Schiffe | gegangen, durch Schiff-Bruch selb 4te an eine | grausame Klippe geworffen worden, nach deren Ubersteigung | das schönste Land entdeckt, sich daselbst mit seiner Gefährtin | verheyrathet, aus solcher Ehe eine Familie von mehr als | 300. Seelen erzeuget, das Land vortrefflich angebauet, | durch besondere Zufälle erstaunens-würdige Schätze ge- | sammlet, seine in Teutschland ausgekundschafften Freunde | glücklich gemacht, am Ende des 1728sten Jahres, als in | seinem Hunderten Jahre, annoch frisch und gesund gelebt, | und vermuthlich noch zu dato lebt, | entworffen | Von dessen Bruders-Sohnes-Sohnes-Sohne, | Mons. Eberhard Julio, | Curieusen Lesern aber zum vermuthlichen | Gemüths-Vergnügen ausgefertiget, auch par Commission | dem Drucke übergeben | Von | GISANDERN. | (langer schwarzer Strich.) | NORDHAUSEN, | Bey Johann Heinrich Groß, Buchhändlern. | Anno 1731. |

608 bez. Seiten. 8°. Alphab. bis Pp. 8. Das dicker gedruckte ist rot auf dem Titel. Vorrede 10 S. ohne Bez. Die Erzählung beginnt auf S. 1. Auf S. 608 ERRATA. S. 474: Ende der Felsenburg. Geschichts-Beschreibung. AVERTISSEMENT bis S. 476. S. 477: Genealogische TABELLEen über das ALBERT-JULIsche Geschlechte, etc. Tab. I—X. d. i. S. 478—487. S. 488: Summa aller beym Schlusse des 1725ten Jahres auf der Insul Felsenburg lebenden Personen etc. S. 489: Anhang Der Pag. 182. versprochenen Lebens-Beschreibung Des DON CYRILLO DE VALARO, aus seinem Lateinischen Manuscript ins Deutsche übersetzt. Bis zum Schluss. — Nach S. 100 grosser Plan der Insel. „Nach Vermögen gezeichnet von Monsieur Eberhard Julio. Anno 1726.“

Wunderliche | FATA | einiger | **See-Fahrer,** | Zweyter Theil, | oder: | fortgesetzte | **Geschichts-Beschreibung** | ALBERTI JULII, | eines gebohrnen Sachsens, | und seiner | **auf der Insul Felsenburg** | errichteten Colonien, | entworffen | Von dessen Bruders-Sohnes-Sohnes-Sohne, | **Mons. Eberhard Julio,**| Curieusen Lesern aber zum vermuthlichen | Gemüths-Vergnügen ausgefertiget, auch par Commission | dem Drucke übergeben | Von | GISANDERN. | (langer schwarzer Strich.) | NORDHAUSEN, | **Bey Joh. Heinrich Groß,** privil. **Buchhändler.** | Anno 1732. |

622 bez. Seiten. 8°. Alph. bis Ququ 7. Das dicker gedruckte ist rot auf dem Titel. Vorrede 10 S. ohne Bez. Die Erzählung beginnt auf S. 1. Vor dem Titel 2 Kupfer. Auf dem ersten: Anordnung der Tische beim Feste des Cap. Wolfgang. (zu S. 2.) Auf dem zweiten: „GRUND-RISS der Insul KLEIN FELSENBURG. Anno 1727."

Wunderliche | FATA | einiger | **See-Fahrer/** | Dritter Theil, | oder: | fortgesetzte | **Geschichts-Beschreibung** | ALBERTI JULII, | eines gebohrnen Sachsens, | seines, im Jahre 1730. erfolgten Todes, | und seiner | **auf der Insul Felsenburg** | (allwo er in seinem 103. Lebens-Jahre | beerdiget worden) | in vollkommenen Stand gebrachten Colonien, | entworffen | von des Bruders-Sohnes-Sohnes-Sohne, | **Mons. Eberhard Julio,** | Curieusen Lesern aber ꝛc. | (ganz wie Teil 2.) | Anno 1736. |

470 bez. Seiten. 8°. Alphab. bis Gg 3. Das dicker gedruckte rot. Vorrede 4 S. ohne Bez. Die Erzählung beginnt auf S. 1. Bild vor dem Titel „Monumentum ALBERTI IULII, Natus 1628, Denatus 1730."

Wunderliche | FATA | einiger | **See-Fahrer,** | Vierdter Theil, | oder: | fortgesetzte | **Geschichts-Beschreibung** | der Felsenburger; | Worinnen nicht allein derselben jetziger Zustand seit | Alberti Julii I. Ableben biß auf heutige Zeit mit | aufrichtiger Feder gemeldet, | sondern auch eine gantz besondere und | Verwunderungs-würdige | **Lebens-Geschichte** | einer Persisch-Candaharischen Printzeßin | MIRZAMANDA, | Die fast ein Haupt-Stück der Felsenburgischen Geschichte | ausmacht, zugleich mit beygefüget worden: | Zuerst entworffen von | **Mons. Eberhard Julio,** | Curieusen Lesern aber ꝛc. | (wie Teil 2, 3) | Anno 1743. |

572 bez. Seiten. 8°. S. 571 und 572 „Anhang einiger Verlags-Bücher." Alph. bis Oo 2. Vorrede 6 S. ohne Bez. 2 seitiges Bild vor dem Titel: „Belager, und Bombardirung der Insel Gross Felsenburg." Frauen in Kriegsrüstung, feindliche Schiffe nahen der Insel etc. — Das dicker gedruckte ist rot.

Fernere Ausgaben der Felsenburg.

I. Teil. 1732, 36, 40, 44, 49, 51.
II. Teil. 1733, 37, 46, 52, 63.
III. Teil. 1739, 48, 51, 67.
IV. Teil. 1746, 51, 61, 69. — Alle zu Nordhausen. Auflagen, abgesehen von Teil II 1733: „Zweyte Auflage", niemals auf dem Titel angegeben.

Ausgaben zu Halberstadt. I. Teil 1768. Auch die übrigen? II. Teil 1772. Die übrigen? Jedenfalls diese Ausgaben rechtmässig. Unterschrift auf dem Titel: Halberstadt, bei Joh. Heinr. Gross, priv. Buchhändler.

Ausser diesen angeführten, die mir zu Gesicht gekommen, noch sehr viel mehr.

Nachdrucke zu Magdeburg (1736 und 52) und Helmstedt (1768) und Ulm 1769, etc.

In den Gothaischen Gelehrten Anzeigen 1786 kündigt die typograph. Gesellschaft zu Dresden im März eine neue verbesserte Ausgabe der Insel F. unter dem Titel: Wunderbare Fata etc. an. — Erschienen?

[Exemplare der ersten Auflage in Berlin, teilweise in Leipzig. — Zahlreiche spätere Ausgaben in Berlin.]

*b.

Nachricht, welchergestalt die Salzburgischen Emigranten in Stolberg am 2. bis 4. August 1732 empfangen wurden. Stolberg, druckts der gräfl. Hofbuchdrucker Erhardt. (Nach Stern.)

c.

Lebens- Helden- | und | Todes-Geschicht | des berühmtesten Feld-Herrn | bißheriger Zeiten | EVGENII | FRANCISCI, | Printzen von Savoyen und Piemont, | Marggrafen zu Saluzzo ꝛc. Ritters des gol- | denen Vliesses, Käyserl. würcklichen Geheim- | den- und Conferenz-Raths, Hof-Kriegs-Raths-Prae- | sidenten, General-Lieutenants, wie auch Jhro Käy- | serl. Majest. und des H. R. Reichs-Feld-Marschalls, | Obristen über ein Regiment Dragoner und General- | Vicarii der Italiänischen Erb-Königreiche und | Lande ꝛc. ꝛc. | Aus verschiedenen glaubwürdigen Geschicht-Bü- | chern und andern Nachrichten | zu-sammen getragen und kurtzgefasset heraus gegeben | von | GISANDERN. | (langer schwarzer Strich. | STOLBERG, Auf Kosten des Editoris. |

172 bez. Seiten. 8⁰. Alph. bis L 6. Widmung an die Stolberger Grafen 14 S. ohne Bez. Vorrede an den Geneigten Leser 8 S. ohne Bez. Die Erzählung beginnt auf S. 31. Widmung vom 25. May 1736 unterschrieben. Titelbild stellt Eugen in voller Rüstung dar. „Brühl sc. Lips." Nach S. 32 Tabelle von Eugens Stammbaum.

[Exemplar in Dresden.]

d.

Das höchst-erfreute Stolberg, | bey dem | Hochgräfl. Vermählungs-FESTIN | des Hochgebohrnen Grafen und Herrn, | Herrn Christoph Ludewig, | Grafen zu Stolberg, Königstein, Rochefort, Werni- | geroda und Hohnstein, Herrn zu Epstein, Müntzenberg, | Breyberg, Aigmont, Lohra und Clettenberg, ꝛc. | Mit der | Hochgebohrnen Gräfin, | Gräfin Louise Charlotte, | Gräfin zu Stolberg, Königstein, Rochefort, Werni- | geroda und Hohnstein, Herrin zu Epstein, Müntzenberg, | Breyberg, Aigmont, Lohra und Clettenberg, ꝛc. | entwarf mit flüchtiger Feder und beförderte solches nebst umständlicher | Nachricht von allen darbey vorgegangenen SOLENNIEN, gemachten | ILLUMINATIONen und andern unterthänigsten DEVOIRS, | auf Verlangen vieler Einheimischen und Auswärtigen zum Drucke: | Johann Gottfried Schnabel, | Gräfl. Stolbergl. Hof-Agent. | (langer schwarzer Strich.) | STOLBERG, Druckts Johann Christoph Ehrhart, Gräfl. Hof-Buchdr. |

51 bez. Seiten. 4⁰. Alph. bis G. Beginn auf S. 3. Ohne Vorrede.

[Exemplar in Dresden.]

e.

Der im | **Irr-Garten der Liebe** | herum taumelnde | CAVALIER. | Oder | **Reise-** | Und | **Liebes-Geschichte** | Eines vornehmen Deutschen von Adel, | **Herrn von St.***** | Welcher nach vielen, sowohl auf Reisen, als auch | bey andern Gelegenheiten verübten Liebes-Excessen, | endlich erfahren müssen, wie der Himmel die Sünden der | Jugend im Alter zu bestraffen pflegt. | Ehedem zusammen getragen | durch den Herrn | E. v. H. | Nunmehro aber allen Wollüstigen zum Beyspiel und | wohlmeinender Warnung in behörige Ordnung gebracht, | und zum Drucke befördert | Von einem Ungenandten. | (langer schwarzer Strich.) | Warnungsstadt, | **Verlegts Siegmund Friedrich Leberecht,** | Anno 1738. |

622 bez. Seiten. 8°. Vorrede an den Geneigten Leser 8 S. ohne Bez. Die Erzählung beginnt auf S. 1. Alph. bis Qq 7. Das dicker gedruckte ist auf dem Titel rot. Titelkupfer bestehend aus 2 Halbbildern; Oben: „Der Venus Nectar kan der Jugend Lust erwecken", unten: „Zuletzt macht dieser Giftt, Angst, Kum̃er, Furcht und Schrecken." Mentzel sc. — 2 Teile. I. 1—388. — S. 389: Elbensteins Geschichte. 2. Theil. 390—622. Neue Auflagen des Buches: 1740, 46, 47, 52, 63, 93.

[Exemplar in Berlin.]

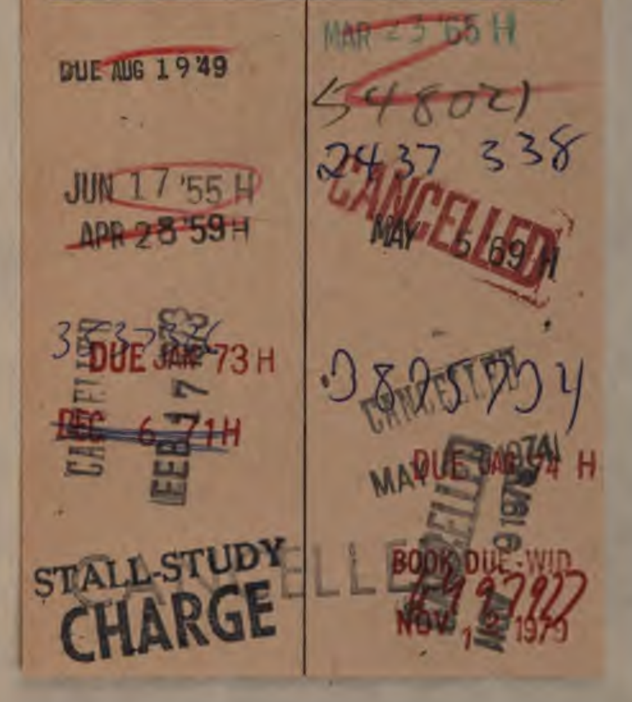
f.

Der | aus dem Mond gefallene | und nachhero | zur Sonne des Glücks gestiegene | Printz, | Oder | Sonderbare Geschichte | CHRISTIAN ALEXANDER | LUNARI, | alias | MEHMET KIRILI | und dessen Sohnes | FRANCISCI ALEXANDERS. | Aus einem, von hohen Händen erhaltenen, | etwas verwirrten Manuscript nicht nur Staats- und | Kriegs-Verständigen, sondern auch andern curieu- | sen Lesern zum Plaisir überschicket | und ausgefertiget | durch | Gisandern, | welcher die Felsenburgische Geschichte gesammlet hat. | (langer schwarzer Strich.) | Franckfurt und Leipzig, | 1750. |

254 bez. Seiten. Alphab. bis Qu 8. Vorrede an den Geneigten Leser, 6 S. ohne Bez. Die Erzählung beginnt auf S. 9. Titelkupfer, mit 2 Halbbildern, wunderliche Scenen der Erzählung darstellend. Ohne Unterschrift.







This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.
A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.
Please return promptly.
DUE AUG 19 '49
JUN 17 '55 H
APR 28 '59 H
DEC 6 '71 H
CANCELLED
STALL-STUDY
CHARGE
MAR 3 '65 H
CANCELLED
MAY 6 '69 H
BOOK DUE-WID
NOV 1 1979

